



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Vergißmeinnicht 1933

3 (1933)

---



# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

X Nummer 3

März 1933

51. Jahrgang

## Inhalt des Märzheftes:

Gehet zu Joseph! Gedicht . . . . . 65	Eingeborene Doktoren. Von P. Bernard Huß, RMM. . . . . 76
Aus der Bulawaho-Mission. Von P. Konrad Alzwanger, RMM. . . . . 66	Etwas vom Galgenpaterle. Von P. J. Kammerlehner, RMM. . . . . 81
Mariannahiller Rundfunk. Von P. O. Heberling, RMM. . . . . 70	Revelaer, Natal. Von P. Vitalis Fuz, RMM. . . . . 84
Selige Schau des Friedens. Von P. Röhr, O. M. I. . . . . 71	Die Gefahr des Islams. Von P. Bernard Huß, RMM. . . . . 86
Solomon Tschefischo Plaatje . . . . . 74	Der Narren-Peter. Von P. Spillmann, S. I. . . . . 87
Verkündigung. Gedicht von Maria Rahle . . . . . 76	

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

### Vestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:  
 Mariannahiller Mission Würzburg, Bleicherring 8  
 Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:  
 Mariannahiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8  
 Postcheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:  
 Mariannahiller Mission Breslau IX, Eternstr. 52  
 Postcheckkonto Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosf., Rumänien:  
 Mariannahiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a  
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Pechtenstein:  
 Mariannahiller Mission Altdorf (St. Uri)  
 Postcheckkonto Luzern VII 187

### Bezugspreis für das Jahr 1933:

Deutschland Einzelbezug . . . . .	RM. 2.10
Deutschland Sammelbezug . . . . .	RM. 2.—
Schweiz . . . . .	Fr. 3.—
Elsaß . . . . .	Fr. 15.—
Belgien . . . . .	Belga 4.—
Tschechoslowakei . . . . .	Kc. 20.—
Italien . . . . .	Lire 10.—
Österreich . . . . .	Schilling 3.30
Einzelbezug . . . . .	„ 4.—
Jugoslawien . . . . .	Dinar 35.—
Ungarn . . . . .	Pengö 2.80
Rumänien . . . . .	Lei 92.—

### Beachtenswerte Tage im Monat März

Am 1. Aufopferung der hl. Kommunion aller Ordensangehörigen für die lebenden und verstorbenen Wohltäter der Mariannahiller Kongregation; vom 1.—9. wird in allen Häusern der Mariannahiller Missionare eine neun-tägige Andacht für alle Wohltäter und Abonnenten gehalten; am 25. Aufopferung der hl. Kommunion zu Ehren des göttlichen Kindes um Erweckung guter Ordensberufe. Täglich werden drei „Vaterunser“ und „Gegrüßet seist du . . .“ zu Ehren der hl. Mutter Anna für die Anliegen der Wohltäter der Kongregation gebetet und eine hl. Messe in unseren Missionshäusern gelesen für die lebenden und eine für die verst. Wohltäter.



## Missionsbrüder!

Nicht nur Missionspriester, sondern auch Laienbrüder sind für die Entwicklung der Mission von hervorragender Bedeutung! Darum opferfreudiger, für Christus u. seine Kirche begeisterter Jüngling, reihe dich ein in die wackere Schar der Heidenapostel u. werde Missionsbruder! Anmeldungen an: H. H. P. Rektor, St. Joseph, Reimlingen, Bay. oder H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul, P. Walbeck, Rhld.



## Aus Welt und Kirche

Das neue Jubeljahr. 2. April 1933 bis 2. April 1934. Unter dem Pontifikat Pius XI. haben wir es manchmal erlebt, daß Entschlüsse plötzlich ans Tageslicht traten, die nur im ganz vertrauten Kreise vorbereitet worden waren.

Aus ganz eigenem, unerwartetem Entschluß Seiner Heiligkeit ist auch die Botschaft entsprungen, die er am Tage vor dem Weihnachtsfest, als die Kardinale sich bei ihm zur Überbringung der üblichen Gratulationen versammelt hatten, an das hl. Kollegium richtete. Sie bezog sich auf nichts Geringeres als die Ankündigung eines neuen Jubeljahres, eines „Anno Santo“ oder „Heiligen Jahres“, das der Papst zum Gedächtnis daran, daß vor 1900 Jahren das Sterben Christi erfolgte, für die Zeit vom 2. April 1933 bis 2. April 1934 festsetzte.

Solche „Heilige Jahre“ sind nicht nur Hochfeste der katholischen Kirche an deren Mutter- und Zentralsitz Rom, sondern Feste der katholischen Christenheit auf dem ganzen Erdkreis. Nicht umsonst wurde daher die Ankündigung des kommenden Jubeljahres mit den unmittelbar und persönlich gesprochenen Worten Er. Heiligkeit durch den Rundfunk übertragen, so daß die Botschaft sekundenschnell von einer Ätherwelle zur andern über die ganze Erde flog. Und noch am Abend desselben Tages kam nach Rom das Echo aus einem großen Teil des Erdkreises zurück und meldete im Vatikan, beim Stuhle Petri, die freudige Aufnahme der päpstlichen Botschaft bei den Gläubigen.

Dieses zustimmende Echo gewährt heute schon die Gewißheit, daß auch aus allen Teilen der Welt die Gläubigen sich wieder in Wall- und Pilgerfahrten nach Rom, nach der nun selbständigen Vatikanstadt des Papstes, zusammenfinden und dort alle die Gnaden sich verdienen werden, die ein solches Jubeljahr den bußtuenden Gläubigen sichert. Und um dort auch Zeugen der großen Feste zu sein, die aus Anlaß in Aussicht stehender Selig- und Heiligsprechungen stattfinden werden.

Es spricht für die verlässliche Sicherheit, Ruhe und Ordnung der Verkehrs-, Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse des italienischen Staates, wenn der Papst unbesorgt um die Aufnahme, Pflege u. Sicherheit der künftigen Pilger sie zu sich und auf italienisches Staatsgebiet einladen kann. Was schon im letzten großen Jubeljahr 1925 vor den Lateranverträgen möglich war, das wird nach

ihrem Abschluß umso besser und leichter möglich sein.

Papst Pius XI. aber wird den beiden schon abgelaufenen Jubeljahren seines nun 11jährigen Pontifikates — dem von 1925 und dem von 1929 aus Anlaß seines Priesterjubiläums — ein neues Jubeljahr anfügen können; diesmal eines, das durch seinen Anlaß, durch den hohen Gegenstand seines Inhaltes, durch die so unmittelbare Beziehung auf Christus den Herrn seinesgleichen bisher weder in der Kirchengeschichte, noch in der Geschichte der Jubeljahre besitzt.

Unserer Zeit aber wird — und soll es auch nach des Papstes eigenen Worten — das Jubeljahr mit dem Gedächtnis Christi eine Zeit der Einkehr in sich selbst und ein Heraustreten aus den bloßen politischen oder wirtschaftlichen Nöten werden, über die der Friedensgedanke der katholischen Kirche, über die die Lösung „Pax Christi in regno Christi“ klärend, entspannend und siegreich treten soll.

Oberamergau spielt im Jubiläumsjahre 1933 eine Vorgeschichte der Passion. Zur Erinnerung an das Pestjahr 1633, dem die Oberamergauer Passionsspiele bekanntlich ihre Entstehung verdanken, bringt Oberamergau im Jahre 1933 ein neues Spiel, eine Vorgeschichte der Passion zur Aufführung. Die Idee des Spiels stammt vom Oberamergauer Bürgermeister, der fränkische Dichter Leo Weismantel hat die Ausarbeitung übernommen. Das Stück ist dem Gemeinderat Oberamergau zur Prüfung eingereicht. Eine Propaganda, wie bei den Passionsspielen soll nicht in Frage kommen, schon um den Passionsspielen selbst, die im Jahre 1934 als Jubiläumsaufführung herausgebracht werden sollen, keinen Abbruch zu tun. Doch soll das Vorspiel Weismantels auch 1934 als Auftakt der großen Jubiläums-Passionsspiele aufgeführt werden. Ein endgültiger Beschluß, wann die Spiele im Laufe des Sommers aufgeführt werden, wann die Proben beginnen usw. ist noch nicht erfolgt, jedoch in Kürze zu erwarten.

Die Kirchenverfolgung in Mexiko. Einer früher erschienenen Erklärung des mexikanischen Gesandten bei der italienischen Regierung, eine Kirchenverfolgung gebe es in Mexiko nicht, das Land marschiere an der Spitze der Zivilisation, stellt das Novemberheft der von den römischen Jesuiten herausgegebenen Monatschrift „La Civi Catolica“ eine zusammenfassende Schilderung der Sat-

sachen gegenüber. Danach folgt aus dem neuen mexikanischen Kultusgesetz 1. die Auflösung der hierarchischen Ordnung der katholischen Kirche, 2. die Ausweisung einer Zahl von Bischöfen und kirchlichen Oberen, 3. die Verhinderung der Seelsorge durch maßlose Beschränkung der Zahl der Priester, 4. die Unterhaltsberaubung des Klerus, 5. die Aufhebung der kanonischen Abgrenzung der Diözesen und Pfarreien, 6. die Preisgabe der Geistlichen und die Willkür der Gemeindevorsteher und der Polizei.

In Sia Juana (Mexikanisch-Kalifornien) ist auf staatliche Anordnung die einzige Kirche in ein Postamt umgewandelt worden. Die Kirche ist neu und hauptsächlich durch die opferreiche Sammelstätigkeit einer Schwester des jetzt amtierenden Präsidenten von Mexiko zustande gekommen.

Der zurückgetretene mexikanische Bundespräsident Pascual Ortiz Rubio hat sich in seiner Abschiedsbotschaft an den Kongress ausdrücklich für den Kampf gegen Kirche und Klerus eingesetzt. Die Kirche und ihre Feierlichkeiten bezeichnete er als „Verdummungs-Einrichtungen“, die Priesterschaft als einen „Beruf wie die andern auch.“

**Kirchenglockenläuten mit Steuern belegt.** Nunmehr sind auch die Kirchenglocken in den spanischen Kulturkampf einbezogen worden. Nachdem der Stadtrat von Honares das Verbot erlassen, es dürfe keine einzige Glocke der vielen Kirchen der Stadt weder tags noch nachts geläutet werden und dieses Verbot dann schließlich unter dem Druck der Bevölkerung dahin gemildert wurde, daß zu einigen wenigen bestimmten Tagesstunden Glocken von Pfarrkirchen erklingen dürfen, ist man anderwärts auf einen praktischeren und dem Fiskus erwünschteren Gedanken gekommen. Der Stadtrat von Sevilla verbietet das Glockenläuten nicht, sondern erhebt folgende Läute-Steuern: bei einem Begräbnis 1. Kl. 100 Pesetas, 2. Kl. 50 Pesetas, 3. Kl. 25 Pesetas, 4. Kl. 10 Pesetas. Für jedes Angelus-, Mittag-, Vesperläuten und für das Anschlagen des Sterbeglockleins sowie des Zeichens zum Verzehrgang 2 Reales. Für jedes Glockenzeichen bei der hl. Messe 1 Peseta, für jede weitere Wiederholung 5 Pesetas. Der Gemeinderat vom Escorial fand diese Ansätze zu niedrig. Er belegt jedes Läuten einer Kirchenglocke mit 250 Pesetas Steuer. Und selbst wenn diese bezahlt wird, darf nicht über die Dauer von drei Minuten hinaus geläutet werden. Handelt es sich um Begräbnisse, so muß noch eine spezielle Supertaxe entrichtet

werden, die bei einem Begräbnis 1. Klasse 100 Pesetas, bei einem 2. Klasse 50 Pesetas beträgt.

**Volk und Liturgie.** Auf Wunsch des Bischof Dr. Ehrenfried ist in der Diözese Würzburg seit Frühling dieses Jahres der Neuaufbau der gesamten Kirchenmusik im liturgischen Sinn begonnen worden. Zunächst wurden, laut einem Bericht der Zeitschrift des Klosterneuburger Volksliturgischen Apostolates „Bibel und Liturgie“ vom 1. 12. 32, an zehn günstig gelegenen Orten des Bistums je dreitägige Führerkurse abgehalten, an denen sich insgesamt 2000 Personen, 80 Prozent der Geistlichkeit und 90 bis 100 Prozent der Lehrerschaft, beteiligten. Die Leitung der Kurse lag in den Händen des Cäcilienvereins-Vorsitzenden Domkapitular Johannes Strubel und des Benediktinerpaters Dr. Gregor Schwabe aus der St. Josephs-Gerlebe in Westfalen. Nach Beendigung der Führerkurse wurden in mehreren Orten Vorträge über Liturgie und Kirchengesang durchgeführt, die vor der Abventszeit unterbrochen wurden und nach dem Feste der Erscheinung des Herrn wieder aufgenommen wurden. In den Stadtgemeinden belief sich die Zahl der aktiven Teilnehmer an diesen Kursen regelmäßig auf 1200 und mehr.

Das in den nächsten Tagen erscheinende „Catholic Directory“ kann von einem neuen erfreulichen **Aufstieg des englischen Katholizismus** berichten. In den 18 Diözesen von England und Wales sind im vergangenen Jahr 12 019 (1930: 11 980) Konvertiten in die Kirche aufgenommen worden. Die Zahl der Weltgeistlichen stieg um 82 auf 3057 und diejenige der Ordensgeistlichen um 45 auf 1651, so daß insgesamt 4708 Priester in England und Wales tätig sind. 14 neue Kirchen und Kapellen konnten eröffnet werden, deren Gesamtzahl sich auf 2288 beläuft. Die Sekundarschulen sind von 519 auf 516 zurückgegangen, aber die Zahl ihrer Schüler ist von 58 278 auf 59 895 gestiegen. In den 1376 (1331 im Jahre 1930) katholischen Primarschulen wurden insgesamt 386 631 (384 129 im Jahre 1930) Kinder unterrichtet. Die Zahl der Taufen belief sich auf 64 356 (66 128 im Jahre 1930). 23 325 (23 631 im Jahre 1930) Ehen wurden eingesegnet. Die katholische Gesamtbevölkerung von England und Wales mit 2 253 420 (2 235 237 im Jahre 1930) Seelen angegeben; diese auf Schätzungen beruhende Ziffer steht, wie allgemein zugegeben wird, unter dem wirklichen Stand der Dinge.

**Internationaler Eucharistischer Kongress 1934.** Das unter dem Vorsitz von

# Vergißmichicht



Illustrierte Zeitschrift der  
Mariannhiller Mission



Nummer 3

März 1933

51. Jahrgang

## Gehet zu Joseph!

Heiliger Joseph, hoherhoben  
Stehest du an Gottesthron,  
Bist bei dem uns Schutz da droben,  
Der dir einst ein treuer Sohn:

Sieh', voll Glauben zu dir treten  
Uns in aller Erdennot;  
Mild erhöre unser Beten,  
Steh' uns bei in Kampf und Tod.

Keinen, der sich zu dir wandte,  
Liefest ungetröstet geh'n;  
Gott in seiner Güte sandte  
Trost alsbald ihm auf dein Fleh'n.

Zu dir soll der Christ sich wenden,  
Wenn ihn schwere Sorge drückt;  
Zu dir, der in Vaterhänden  
Hielt das Heil, das uns beglückt.

Blicke mild auf uns hernieder,  
Die wir gläubig zu dir schau'n,  
Schütz der Kirche Haupt und Glieder  
Und belohne ihr Vertrau'n.

Heil'ger Joseph, zu dir bitten  
Wir im schweren Erdenstreit.  
Führ' uns, wenn wir ausgestritten  
In des Himmels Seligkeit.

# Aus der Bulawano-Mission

Von P. R. Akwanger RMM.

## Ehrfurcht vor dem Opfer des neuen Bundes

Einmal wanderten wir, ich und meine 3 schwarzen Begleiter in dunkler Nacht durch menschenleeres Gelände. Der silberne Mond stieg auf und erhellte uns den Weg, wurde aber oft durch einen steil und wuchtig aufragenden Berg verdeckt. Schweigend wanderten wir dahin. Der Neger will keinen Lärm beim nächtlichen Marsch, um nicht die Aufmerksamkeit der Löwen auf sich zu lenken. Überhaupt sieht er am liebsten am warmen Feuer wenn es dunkel ist; denn auch von der Geisterfurcht ist er nicht frei im Dunkel.

Wir hatten uns verirrt. Zehn und elf Uhr wurde es. Immer schleppender wurde der Gang. Wir waren schon seit morgens auf dem Wege. Endlich fanden wir einen weltverlassenen kleinen Negerkraal. Wir weckten den Eigentümer, einen alten Heiden. Gastfreundlich bot er uns eine Hütte zum Übernachten und bald schliefen wir auf dem harten Lehmbooden. Am frühen Morgen weckte ich meine Begleiter. Die Hütte wurde gesäubert von allem Gerät. Auf einigen hölzernen Getreidemörsern und Trommeln wurde eine Hüttentüre gelegt, Altarstein und Altartücher darüber gelegt und alles für die heilige Messe hergerichtet. Wohl zum erstenmal in jener Gegend wurde der Heiland in der hl. Eucharistie gegenwärtig und lehrte in der hl. Kommunion ein bei meinen Begleitern, die gute Christen waren. Mit Gebet und Gesang begleiteten sie das hl. Opfer. Unser heidnischer Gastgeber war auch erwacht und frug, was das zu bedeuten habe. Es wurde ihm erklärt, daß ich in seiner Hütte das Opfer der Christen Gott dargebracht habe. Darauf frug er: „Kann ich wohl noch diese Hütte betreten ohne sterben zu müssen?“ Erinnert uns diese Frage an den Israeliten, der unbefugterweise die Bundeslade berührte und starb. Wäre es nicht gut, wir hätten auch etwas von der Furcht dieses Heiden, wenn wir eine Kirche betreten, wo unser Herr wohnt und wo das Opfer dargebracht wird, das, wie die hl. Schrift sagt, erzittern macht. Zur Erklärung sei hinzugefügt: Die Heiden errichten dort über dem Grabe eines Häuptlings oder großen Zauberers eine Hütte und lassen alles Gebüsch und die Bäume, die um das Grab herum wachsen, ganz unberührt. Diese Hütte zu betreten ist nur einigen Alten erlaubt, die manchmal dort zusammenkommen und den Verstorbenen Bier opfern. Unbefugte werden abgehalten durch die Drohung, daß sie, wenn sie eintreten, gleich sterben würden, oder ihnen bald ein Löwe begegnen wird, der sie frißt.

## Loskauf von Heidenkindern

Zu dem Elend und Schmerz, den das Erdenleben für jeden Menschen schon von selbst mit sich bringt, fügen vielfach die lieben Mitmenschen einen guten Teil hinzu. Das größte Ausmaß von Elend, das der Mangel an Nächstenliebe bereitete, war sicher die Sklaverei. Gerade die Kulturvölker des heidnischen Altertums brachten es zur höchsten Entfaltung dieser menschlichen Einrichtung. Das Christentum predigte Nächstenliebe und anerkannte keinen Unterschied zwischen Sklaven und Freien, zwischen Vollmenschen und Rechtlosen.

Von neuem brachten die Mohammedaner die Sklaverei zu großer Blüte. Unzählige Kriegsgefangene und geraubte Christen mußten ihnen



St. Joseph

Prof. S. Hansen



Sklavendienste leisten, sowie auch die Heiden, die in ihre Hände fielen. Damals entstanden Orden, die sich den Loskauf dieser Sklaven zum Lebensziel machten. Mit dem Sinken des Halbmondes verschwand nun diese Gefahr für die Christen Europas, aber in Afrika gingen die Sklavenjagten und Sklavenmärkte weiter. Ja, sie erhielten eine schreckliche Ausdehnung, als gewissenlose Amerikaner diese afrikanischen Sklaven für ihre Landwirtschaft ankauften. Araber und einheimische Negerkönige trieben durch Jahrhunderte einen Handel mit Amerika durch Sklaventransporte, bis endlich im letzten Jahrhundert diesem grauenhaften Geschäft Einhalt geboten wurde. Die Sklaverei ist auch heute noch nicht ganz gestorben. So werden z. B. in unserem Missionsgebiet Bulawayo nicht selten Buschleute von den Negern wie Sklaven behandelt und mißhandelt. Aber es untersteht dieses Gebiet, wie fast ganz Afrika, unter dem Einfluß Europas und die Gesetze verbieten Sklaverei. Daher braucht es keinen Loskauf sondern nur, daß im einzelnen Fall dem Unterdrückten sein Recht verschafft wird. Wenn daher die Rede ist vom Loskauf von Heidenkindern, so kann heute das nicht gemeint sein als Loskauf von Sklaven wie einst, sondern von der Befreiung von der Sklaverei des Teufels. Wenn wir einem Heidenkinde helfen, ein Kind Gottes zu werden, zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Freiheit der Gotteskinder zu gelangen, so kaufen wir in einem geistigen Sinn los. Viele Kinder im Heidenland haben keine Gelegenheit, eine Schule zu besuchen und sich auf die Taufe vorzubereiten, weil in der Nähe ihrer Heimat keine Missionschule ist. Daher haben die größeren Missionsstationen Schulen errichtet, in denen die Schüler nicht nur Unterricht, sondern auch Wohnung und Nahrung erhalten. Wenn nun jemand der Station hilft, arme Kinder aufzunehmen, für ihre Verpflegung einen Beitrag gibt, ermöglichen sie ihnen, Christen zu werden, kaufen sie gleichsam los vom Heidentum. Dieser Beitrag mag je nach den Verhältnissen höher oder niedriger sein. Für die Mission, in der der Schreiber tätig ist, beträgt er 2 englische Pfund, das wäre etwa 40 Mark für ein Jahr. Da unser neues Missionsgebiet, die Apostolische Präfektur Bulawayo eines der ärmsten Missionsgebiete von Süd-Afrika ist, bitte ich, es mit solchen Spenden zu unterstützen. Manche der Schüler bleiben auch nach der Taufe und lernen weiter, um Lehrer, Katechisten oder auch Priester zu werden. Wir würden auch gerne den Spendern nach Wunsch nähere Aufschlüsse über „ihr Heidenkind“ geben. (Pater Konrad, Rektor der Empandeni-Mission, Südafrika.)

### Der Strohhut des Pater Ignatius

Der jetzige Obere der Apostolischen Präfektur Bulawayo war einst Oberer der Missionsstation Trias Hill und ich wurde sein Nachfolger. Unter anderen kostbaren Reliquien hinterließ er mir seinen alten, verschwitzten Strohhut, sein treuer Begleiter auf mancher heißer Missionstour. Dieser Strohhut nun lag verstaubt auf einem Brett, das mit einigen Haken und einem Vorhang den Kleiderschrank bildete, bis er nach Jahr und Tag wieder zu Ehren kam. Das kam so:

Eines Tages kam die Hiobspost von allen Seiten: Da sind 5, dort 6, dort 10 Stück Vieh erkrankt oder krepirt. Die Ursache des großen Sterbens unter den gehörnten Bewohnern des Landes war ein Gift, das einer unserer Missionsbrüder aus Versehen auf dem Wege verschüttet

hatte. Schon kamen die leidtragenden Familienhäupter herangerückt, setzten sich in langer Reihe in mein Amtszimmer und ersuchten um Schadenersatz. Mir war nicht gut zumute. Woher das Geld nehmen für so viel Vieh? Aber die Sache ging besser, als es zuerst schien. Britte, ein gewaltiger Hüne von Gestalt und Hauptlehrer an der Missionschule, wußte Rat. 1. Waren die Gerüchte größer als die Wirklichkeit. Manches Stück Vieh wird wieder gesund werden und 2. die Toten, die nicht mehr aufstehen, waren ja nicht eingegraben worden. Man hatte das Fleisch gegessen und zum Großteil verkauft und damit fast den ganzen Preis der Rinder hereingebracht. Fünf Schilling ergab sich als genügender Ersatz pro Stück für den Verlust. So legte ich diesen Sachverhalt den Leidtragenden vor. Sie wußten gegen dieses weise Urteil nichts einzuwenden und stimmten alle zu. Nach Abrechnung einiger Schulden, die einige von ihnen an der Mission hatten, blieb eine Summe, die der schmale Geldbeutel der Mission doch noch leisten konnte.



Altar in der Josephskapelle  
des Missionshauses St. Joseph, Altdorf (Uri)

Nur eine Schwierigkeit blieb. Ein Häuptling war mitgekommen und forderte auch Schadenersatz.

Es gab ungefähr folgendes Zwiegespräch zwischen ihm und mir: „Du hast doch kein Vieh verloren, warum verlangst du Schadenersatz?“ — „All das Vieh, das umkam, war mein Vieh, denn es war das Vieh meiner Leute.“ — „Bist du denn der Häuptling der Männer oder des Viehes?“ — „Ich bin der Häuptling sowohl der Leute als auch des Viehes.“ — „Das Vieh war aber doch nicht dein Eigentum!“ — „Nein, aber ich bin ein größerer Häuptling, wenn meine Leute viel Vieh haben, als wenn sie wenig haben.“ — „Ganz richtig, dadurch, daß das Rindvieh deiner Untergebenen starb, hast du kein Eigentum, wohl aber an Ehre eingebüßt und die Ehre will ich dir ersetzen, so gut es geht.“ — Darauf ging ich in den Schlafrum und mein Blick fiel auf den alten Strohhut des Pater Ignatius. Ich nahm ihn und setzte ihn feierlich auf das graue Haupt des Häuptlings und sagte: „Das ist der Hut des Pater Ignatius, er wird die verlorene Ehre ersetzen.“ Alle schmunzelten ein wenig, standen auf und verließen zufrieden mein Zimmer.

## Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

In Mariannhill fand vom 29. Dezember 1932 bis 1. Januar 1933 die Generalversammlung der „Katholischen Afrikanischen Union“ des Vikariates Mariannhill statt. Die große Versammlung tagte in der geräumigen Halle des Lehrerseminars. Der hochwürdigste Herr Bischof von Mariannhill, Adalbero Fleischer RMM., eröffnete persönlich die Versammlung und begrüßte die zahlreich erschienenen weißen und schwarzen Teilnehmer aufs herzlichste. Von 8—11 Uhr vormittags und von 1—3 Uhr nachmittags waren jeweils ganz besondere Sitzungen der einzelnen Sektionen der (CAU.) Katholischen Afrikanischen Union. So hatte die Lehrervereinigung ihre besonderen Versammlungen, ferner die Farmervereinigung und die Frauenvereinigung. Den feierlichen Ausklang der großen Tagung bildete das Begehen des 50 jährigen Jubelfestes der herrlichen Mission von Mariannhill. Ich hoffe, daß ich in der Lage sein werde, über diese Feier in der nächsten Funkstunde Näheres berichten zu können.

Am 15. Januar 1933 wurde in der südafrikanischen Union das englische Silber- und Kupfergeld außer Kurs gesetzt. Unsere Zeitung *Am=Ufrika* machte die Leute frühzeitig darauf aufmerksam, die englischen Münzen beim Einkauf abzugeben und beim Verkaufe keine englischen Geldstücke, sondern nur noch südafrikanische Münzen anzunehmen. Nach dem 15. Januar nehmen nur noch die Banken englisches Silber- und Kupfergeld an und zahlen dafür fast nur noch die Hälfte des früheren Wertes. Dieses Jahr werden die Leute sich schon beeilt haben, die in Acht und Bann gesetzten Geldstücke los zu werden; denn durch Schaden wird man klug. Genau vor einem Jahr nämlich waren plötzlich alle Münzen australischer Prägung völlig wertlos geworden. Damals war ich selbst noch in Südafrika und konnte miterleben, wie die armen Eingeborenen oft schmerzlich enttäuscht waren, wenn sie für das ehemals richtige Geld einfach nichts mehr kaufen konnten. Sorgfältig prüften sie nachher jedes Geldstück, ob nicht ein „inyoni“ (Vogel) drauf zu sehen wäre. Diese Münzen nahmen sie selbstverständlich nicht mehr an. Auf den wertlos gewordenen, australischen Geldstücken waren nämlich auf einer Seite ein Vogelstrauß und ein Ränguruh aufgeprägt. Ich selbst hatte damals auch einige australische Geldstücke in meinem armen Geldbeutel und nahm das „australische Getier“ mit nach Europa. Jetzt noch bewahre ich die Vogelstrauß- und Ränguruh-Münzen als Kuriosum in einer Schreibschublade auf. Bin also auf sonderbare Weise Menagerie-Besitzer geworden. —

In Südafrika redet und schreibt man gegenwärtig viel über eine Abtrennung von Natal von der südafrikanischen Union. Den vielen Engländern in der Provinz Natal behagt es gar nicht mehr unter der Burenherrschaft in der Union. Wie sich die „Separations-Bewegung“ noch auswirken wird, muß abgewartet werden. Unsere Missionszeitung „Am=Ufrika“ schreibt darüber: In den letzten 9 Monaten wurde in Natal viel Stimmung für eine Art von Unabhängigkeit von

Natal gemacht. Die Bewegung hat an Kraft und Ansehen zugenommen, seitdem General J. C. Smuts und seine Partei (SAP. = Süd-Afrikanische Partei) mit der Bewegung sympathisieren. Es gibt aber viele, die General Smuts in dieser Sache nicht recht trauen und glauben, daß er nur deshalb die Bewegung unterstütze, weil er hoffe, bei der nächsten Wahl so eher die Majorität zu erringen. Es ist auch wahr, daß General Smuts früher ein scharfer Gegner der Bewegung war und sozusagen ganz plötzlich zu ihr „befeht“ wurde. Wie auch immer der Ausgang des Kampfes sein wird, das steht fest, Südafrika als Ganzes leidet sehr schwer unter der beständigen Rivalität und Gegenfäählichkeit zwischen den Engländern und Buren im Lande.“ —

In der St. Josephs-Missionskirche in Mariannhill spendete der hochwürdigste Herr Bischof Adalbero Fleischer am Sonntag den 27. November 1932 zusammen 200 Schulkindern und Erwachsenen das Sakrament der hl. Firmung. Beten wir für diese jungen Streiter Christi, daß sie dem Herrn des Himmels und der Erde den Treueschwur halten und unter der Fahne unseres Königs Jesus Christus, kämpfen und streiten bis zum letzten Atemzuge. — Es lebe unser König, Jesus Christus!

## Selige Schau des Friedens

Von P. Röhr O. M. S., Fourteen Streams, Cape Colony

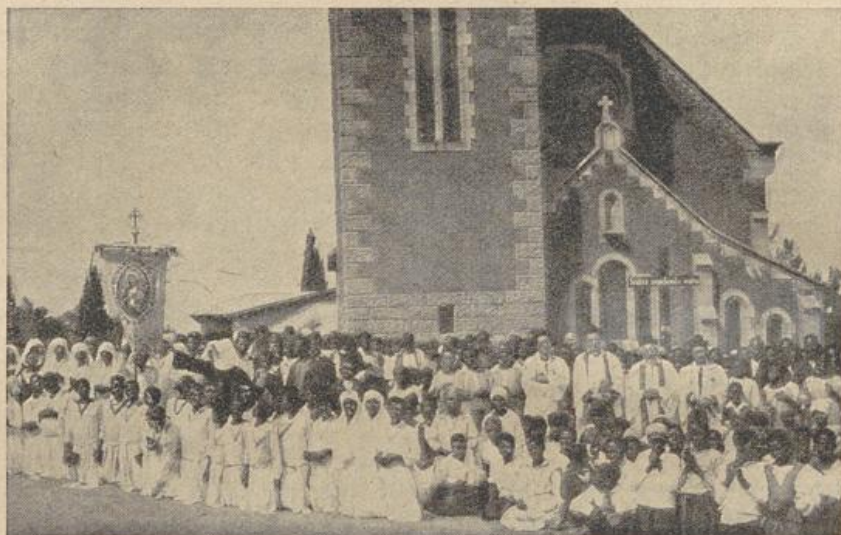
Ein neues Land ging ich aus zu schauen und fand mich in die alte Heimat zurück versetzt. Und das kam so.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich an einem Kursus teilnehmen konnte, der in Mariannhill für alle jene abgehalten wurde, die sich mit der Eingeborenenfrage beschäftigen. Es war zur Winterzeit. Kalte Winde fegten über die graslosen, kahlen Ebenen des Betschuanalandes. Drunten in Natal empfing uns eine wohlige Wärme und eine grüne satte Landschaft.

Die erste Woche des Kursus war vorüber. Es war Samstag nachmittags. Die meisten Teilnehmer des Kursus strömten nach Durban, dem gern besuchten Winterbadeort Süd-Afrikas. Ich blieb zu Hause. Ich war froh, einen freien Augenblick gefunden zu haben, um die Zulus in ihren Hütten, auf ihren Feldern, in allernächster Nähe zu sehen. So machte ich mich auf den Weg, den ersten nahegelegenen Zuluhütten zu. Sie liegen rings um Mariannhill herum, auf kleinen Hügeln zerstreut. Der Zulu ist ein Einsiedler, der im Gegensatz zu dem Mochuana Dörfer und große Siedlungen meidet. Die Hütten sind rund, groß und geräumig gebaut. An Sauberkeit stehen sie den Hütten der Betschuanen nicht im Geringsten nach. Die Felder und Gärten neben den Hütten zeigen deutlich die umfassende Missionstätigkeit der Mariannhiller Missionare. Der Mais war nicht nach der alten, wenig einträchtigen Art der Buren und Betschuanen, sondern nach dem neuen, große Ernten einbringenden Verfahren, gesät. Deshalb stand neben jedem Pflug auch ein Hackpflug, mit dem das auffpringende Unkraut immer wieder ausgejätet wird, — eine unerläßliche Arbeit, wenn nicht die ganze Maisernte in Frage gestellt werden

soll, eine Arbeit, die aber nur geschehen kann, wenn schon beim Pflanzen des Mais darauf geachtet wird.

Vor den Hütten saßen die kräftigen, schön gebildeten Zulus, alle wohlgenährt, da die Mutter Natur in Natal das ganze Jahr hindurch ihren grünen Tisch reichlich gedeckt hat. Wie mager und unterernährt kamen mir da im Vergleich zu diesen wohlgenährten Zulukindern, unsere dünnen, hageren Betschuanakinder vor, die außerhalb der Städte und Dörfer der Weißen oder auf deren Farmen ein Leben des Hungers und der Entbehrung führen. Auf schmalen Fußpfaden kam ich von



Volksmission in Maria Ratschik (Südafrika)

Hütte zu Hütte, von einem Hügel zum andern. Endlich stand ich auf einer Anhöhe, die mir einen Überblick über Mariannahill und seine nächste Umgebung bot. Ich setzte mich auf einen Stein nieder. So weit das Auge reichte, war alles in saftiges Grün gekleidet, da war auch keine einzige kahle Stelle zu sehen. Eine leichte Brise vom Indischen Ozean bewegte das fette, hohe Gras. Weithornige Rinder grasen darin. Weiter unten, unter hohen Urwaldbäumen versteckt, spielten mit Wurzeln und Steinen die klaren Wasser des Umhlatuzan. Darüber hinaus grünten die Türme und Kirchen und Werkstätten und Schulen und Kranken- und Waisenhäuser, die Gemüse- und Obstgärten Mariannahills, eine Stadt im Kleinen. Fast märchenhaft schön schauen die Gebäude, alle in rotem Backstein aufgeführt, aus dem grünen Rahmen hervor. Nicht in tötender Gleichmäßigkeit, nicht in Reihe und Glied wie preußische Musketiere stehen sie da, sondern in wohlthuender Abwechslung, ungleichmäßig in Form und Größe, folgen sie in losen, geschwungenen Linien dem leichten Wellenschlag des Geländes. Mit beionter Eigenständigkeit ruhen sie zwischen grünen Gärten und unter schattigen Palmen. Als treue Wacht steht hinter dem Auf und Nieder der Häuser, hinter dem Grün der Bäume, hinter der Farbenpracht der Blumen eine hohe, schroffe Bergwand: das einzige Dunkel im ganzen Bild.

Froh ließ ich meinen Blick schweifen über das Land, das keinen Winter kennt, wo das Grün nicht erstirbt, wo in ewigem Wechselreigen Frühling und Sommer sich ablösen. Fürwahr ein neues Land für den Einsiedler der Gras- und Buschsteppe des Betschuanalandes. Aber nun geschah etwas, was mir das fremde Land zur seligen Schau der Heimat machte.

Punkt 4 Uhr hoben die mächtigen Glocken der Klosterkirche an den Sonntag einzuläuten: ein Ereignis, das zuhause etwas Wöchentliches ist, was aber in Süd-Afrika völlig unbekannt ist. Kein Wunder, daß mit den Klängen der Glocken meine Gedanken heimwärts wanderten zu jenen Bergen und Tälern, die jeden Samstag Abend den „Feierabend-Ruf“ der Glocken hörten. Es war ein weicher, klangvoller Ton, der vom Turm der Abteikirche, gemessen und doch froh über alle Werkstätten und Gartenbeete hinweg dem Sägen und Hämmern, dem Flick- und Schustern Feierabend bot. Und der Lärm und das Geräusch des Werktages verstummte und auf den leisen Flügeln des wellenden Glockentones senkte sich der Friede des Sonntags über die Missionsstation. Die Glocken der Abteikirche wurden in ihrem frohen Dienst abgelöst von den Glocken der Kathedrale. Auf einem erhöhten Bergücken gelegen, ragen ihre zwei wohlgegliederten Türme in den sonnigen Himmel Natal's. Schwer rollen die Töne der drei Glocken über die Hügel, und werden mit verstärkter Wucht von der schroffen Bergwand zurück geworfen. Ihr Schall dringt weit in die Lande und kündigt mit dröhnender und doch wieder einladender Stimme, daß morgen der Tag des Herrn sei, der Tag der Einkehr, jener Exerzitientag, den Gott selbst in die Werkwoche eines jeden Menschen gestellt hat.

Die Glocken tön- und riesen und in immer neuen Wellen rollte ihre Botschaft über Hütten und Hügel.

Als die Glocken verstummt und die letzten der Klangwellen an mir vorüber gewogt waren, ließ ich einen letzten umfassenden Blick schweifen über diese „selige Schau des Friedens.“ Ich machte mich auf den Heimweg. Diesmal war ich nicht allein. Mein Weg war belebt mit Gläubigen, großen und kleinen, die der Kirche zustrebten, um durch eine heilige Beichte sich auf die morgige hl. Kommunion vorzubereiten. Mein Weg führte mich am Friedhof der Klostergemeinde vorbei. In langen und vielen Reihen ruhen sie da, die tapferen Missionare. Sorgsam gepflegtes Grün deckt ihre Gräber. In ihrer Mitte, unter dem Schatten eines weitästigen Feigenbaums ruht ihr Vater und Führer, Abt Franz Pfanner. Leise wogt über den langen Grabreihen ein Lied des Friedens und ein Lied des Lebens. Wenn auch die Weizenkörner gestorben sind, so ist ihr Tod doch nur die Geburt eines neuen wogenden Saatefeldes geworden. Und ich hatte das Glück, das wogende Erntefeld, ein überaus herrliches, fruchtschweres Erntefeld zu schauen, das da gewachsen ist aus den Weizenkörnern, die in der Ruhe des Friedhofs schlummern.

Am folgenden Tag, am Sonntag, durfte ich um 10 Uhr den Hauptgottesdienst halten. Das war ein Feiertag für mich. Damals gab es in meinem Missionsdistrikt noch keine Kapellen und Kirchen. In niedrigen Negerhütten mußte ich Gottesdienst abhalten. So kam ich mir etwas fremd und befangen vor als ich die Stufen des prächtigen Hochaltars der überaus schönen und geräumigen Kathedrale hinaufstieg.

Aber Welch ein Bild entzückte meine Seele, als ich beim „Asperges“ die langen, fast endlosen Reihen der Männerseite entlang ging: ja, das war das wogende Weizenfeld, fruchtschwer, überfließend, die Hallen der geräumigen Kathedrale konnten es nicht fassen, bis über die Stufen der säulengetragenen Vorhallen drang es hinaus, an den langen, vollgefüllten Reihen der Frauenseite entlang gehend, bot sich mir wieder das selbe wogende Saatfeld. Und mein Auge trank sich satt und mein Herz füllte sich mit neuem Missionseifer an dieser „seligen Schau des Friedens“.

## Solomon Tschekischo Plaatje

Am 19. Juni 1932 starb zu Johannesburg (Transvaal) der afrikanische Schriftsteller und Redner Solomon Tschekischo Plaatje. Er, der segensreich sein Volk führte, dadurch, daß er selbstlos ihm diente, ging aus dem Stamme der Barlong hervor. Dieser Stammesverband gehört dem Volke der Betschuanen an, das kirchlich größtenteils der neuerrichteten Apostolischen Präfektur Bulawayo untersteht, die seit dem 30. Dezember 1930 den Missionaren von Mariannhill vom Apostolischen Stuhl anvertraut wurde.

S. T. Plaatje wurde im Jahre 1875 in der Nähe von Boskop (Oranje-Frei-Staat) geboren und erhielt seine erste Erziehung auf der Missionsstation Pniel. Von dort begab er sich später in die „Diamantenstadt“ Kimberley und erhielt dort eine Anstellung am Postamte. Während seines Aufenthaltes in Kimberley studierte er unverdrossen weiter, so daß es ihm bald möglich war, ein Examen zu bestehen, das ihm ein Unrecht verlieh, sich um eine Anstellung im Staatsdienst zu bewerben.

Bald darauf wurde er auch von der Behörde in Mafeking (Betschuanaland) als Dolmetsch angestellt. Diese Stellung hielt er auch die ganze Zeit inne, da der Burenkrieg um Mafeking tobte. Als dieser Krieg beendet war, begleitete er, der gute Sprachkenner, den englischen Kolonial-Sekretär Joseph Chamberlain, als dieser Mafeking besuchte.

Während der ganzen Zeit seines Staatsdienstes hatte er immer ein wachsames Auge für alle Vorgänge im politischen und sozialen Leben. Diese seine Erfahrung glaubte er am besten durch die Herausgabe einer Zeitung in den Dienst seines Volkes stellen zu können. So leitete er lange die Wochenschrift „Koranta ea Betschuana“, die in Englisch und Betschuana erschien. Später gab er auch in Kimberley die Zeitung „Tsala ea Batho“ heraus.

Kurz vor dem Kriege reiste er im Auftrage der südafrikanischen Behörde nach England. Hier gab er sein englisches Buch, „Das Leben der Eingeborenen in Südafrika“, heraus. In diesem Buche nimmt er eine ablehnende Stellung ein gegen den ungerechten Land-Akt von 1913.

Er kehrte nach Südafrika zurück, wurde aber nach Beendigung des Weltkrieges im Auftrage des südafrikanischen Kongresses ein

zweitesmal nach England gesandt. Bevor er in seine Heimat zurückkehrte, besuchte er Kanada und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier sprach er in vielen Versammlungen und wurde im allgemeinen gut aufgenommen. Plaatje nahm auch als Delegat an jener ersten Konferenz teil, die die Regierungsweise unter den Eingeborenen neu ordnete. Hier trat er entschieden der Ungerechtigkeit des Native Administration Bills entgegen. Als ein Verfechter der Interessen seines Volkes war er wachsam und geschickt. Mutig trat er jeder Maßnahme entgegen, die er für feindselig oder ungerecht hielt. Auf allen Gebieten des sozialen, politischen und industriellen Lebens kämpfte er gegen jede Verfehrtheit und seine Schriften in Englisch, Afrikaans und Setschuana sind weit verbreitet und werden hochgeschätzt von Europäern und Eingeborenen.

Die südafrikan. Eisenbahngesellschaft ermöglichte ihm eine Reise nach Belgisch-Kongo. Hier studierte er die Arbeit und die sozialen Bedingungen unter den Eingeborenen.

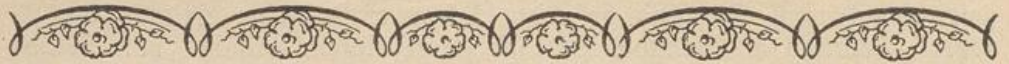
Auch literarisch war er eifrig tätig. Viele Schriften haben wir ihm zu verdanken, z. B. „Die Betschuana Sprichwörter“, die Novelle „Mhudi“, dann seine Übersetzungen aus Shakespeare wie z. B. „Julius Cäsar“ und „der Kaufmann von Venedig“.

1898 verheiratete Plaatje sich mit Elisabeth M'belle. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor.

Seine letzte Ruhestätte fand dieser große Afrikaner in Kimberley. Zu seiner Beerdigung erschienen hervorragende Vertreter der Behörde, der Kirche und der Presse, um diesem selbstlosen Volksmanne die letzte Ehre zu erweisen. Dankbar folgten auch große Scharen von Eingeborenen seinem Sarge. Sie fühlten es als ihre Pflicht, jenen zu ehren, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, das Wohl seines Volkes zu fördern. Sein reifes Urteil und ruhige Freundlichkeit machte ihn bei allen beliebt und verschaffte ihm ein unsterbliches Andenken in der Verehrung des Volkes. Die beste Grabinschrift für ihn wäre diese: „Er liebte sein Volk.“



Das Missionspersonal von Maria Ratschik



## Verkündigung

Maria trug den Wasserkrug  
Und ging zum kühlen Bronnen,  
Dort kam der helle, klare Quell  
Aus Felsgestein geronnen.  
Da sprach Mariens junges Herz:  
„O, daß der Heiland käme!  
Daß er durch Berg und Felsgestein  
Den Weg nach Juda nähme!  
Von Durst vertrocknet harren wir  
Und schmachten nach der Gnade;  
O wann erscheint der Rettèr hier  
Auf unseerm Pilgerpfade?“

Maria säte Weizenkorn  
In ihrem kleinen Garten;  
Sie senkt es tief zur Erde ein,  
Der Sonne noch zu warten.  
Da sprach Mariens junges Herz:  
„O, daß der Lenz erständel!  
Dann wäre allen Frostes Not  
Für unsre Saat ein Ende!  
O Heiland, Heiland komm herab;  
Auf daß es Frühling werde!  
O gib uns Brot, wie keines gab  
Uns je die karge Erdel!“

Maria stand am kleinen Herd,  
Das Feuer recht zu schüren;  
Im Winde stob die Flamme hoch  
Und floh aus allen Türen.  
Da sprach Mariens junges Herz:  
„So schlagen unsre Flammen  
In unsrer Sehnsucht Rauschewind  
Hoch über uns zusammen!  
O könnte unsrer Liebe Macht  
Hochauf zum Himmel schlagen  
Und in des Jammertales Nacht  
Den Heiland niedertragen!“

Maria kniet im Kämmerlein  
Zu stillem Nachtgebete;  
Da trat ein Engel zu ihr ein,  
Und weiß sein Flügel wehte,  
Der Engel sprach: „O sei begrüßt!  
Gott hat das Fleh'n vernommen.  
Es soll aus dir, du reinste Frau,  
Der Erde Heiland kommen.  
Wo Liebe ruft aus Liebesnot,  
Darf Liebe nimmer säumen;  
So sollt du, heil'ges Morgenrot,  
Von deiner Sonne träumen!“

Maria Kahle, aus: «Von Jesus und seiner Mutter»



## Eingeborene Doktoren

Von P. Bernard Huß RMM.

**Z**auberdoktoren und Pflanzensammler: Glaube an eine Verursachung der Krankheit von Zauberern oder Geistern.

### I. Die Krankheit und die Ansicht der Eingeborenen

Von der Naturbeschaffenheit einer Krankheit hat der eingeborene Afrikaner keine Ahnung. Jede kranke Person ist nach seiner Ansicht einer Verhergung zum Opfer gefallen; er ist sogar der Meinung, daß niemand eines natürlichen Todes stirbt. Immer muß eine magische oder eine andere Macht den Tod oder die Krankheit veranlaßt haben. Infolgedessen wird gewöhnlich bei einem Todesfall oder bei einer Krankheit nicht gefragt, was ist die Ursache? sondern wer ist die Ursache? Für den primitiven Heiden ist die Krankheit noch immer ein Mysterium und so weiß er auch nicht, ihr aus dem Wege zu gehen oder sie zu heilen. In seiner Unkenntnis von Physiologie, Hygiene, Naturgesetzen und Krankheitsserregern



H. Brunner

## Verkündigung im Garten

hält er die Krankheit für eine unsichtbare Wirkung, verursacht durch Zauberei oder den Einfluß böser Geister. Infolgedessen muß entweder der böse Geist durch irgend ein Opfer besänftigt, oder das Zaubermittel, das die Krankheit verursacht hat, muß durch einen mächtigeren Zauberer überwunden werden, oder aber der böse Geist, der in eine franke Person fuhr, muß ausgetrieben werden.

Also ist der einzige und zuverlässigste Weg, man geht zu einem Zauber-  
doktor oder zu einem Mediziner, der über böse Geister und Hexerei

Macht hat. Wie sich im Wirtschaftsleben Nachfrage und Angebot gegenseitig beeinflussen, so hat dieser Glaube überall eine ganze Reihe von Medizinmännern und Zauberern zur Folge.

## II. Eingeborene Medizinmänner

Die Eingeborenen haben ihre männlichen und weiblichen Ärzte, die auskundschaften, wer, nicht was die Ursache irgendeiner Krankheit ist. Um den Dämon oder die Krankheit oder aber die Zaubermittel, die den Patienten aus Krankenlager zwingen, zu beseitigen, greifen sie zu Hexereien, Zaubermitteln, Beschwörungen u. dergl. m. Kommen sie in die Sprechstunde zu irgendeinem ihrer Ärzte, so sagen sie in der Regel den Grund ihres Kommens nicht. Er muß ihn auf Grund schlauer Mutmaßungen selbst herausbringen, je nach der Stärke oder der Schwäche ihrer Reaktionen auf seine Angaben.

Der gewöhnliche Eingeborenenarzt trägt fast immer seine Medizinen bei sich. Als Wahrzeichen seines Berufes trägt er die Gallenblase einer Ziege auf dem Haupte, eine Halskette von Antilopenhörnern, die konzentrierte Medizin enthalten. Seine Apotheke enthält als Heilmittel: die Asche einer verbrannten Schlange (welche alle der Schlange innewohnende Macht enthält), Asche einer Eidechse, Asche von Federn eines Geiers, Fett von verschiedenen Tieren, Baumrindenstücke, Knollen von Zwiebeln und Pflanzen, Holzstücke, Insekten und ähnliche Bestandteile von einer mehr oder minder mißfälligen Beschaffenheit.

Einige Doktoren der Eingeborenen sind Pflanzensammler und haben als solche wirklich eine bedeutende Kenntnis ihrer Pflanzenwelt und deren medizinischen Eigenschaften und Verwendbarkeit. Diese berufsmäßige Kenntnis, die nun im Aussterben begriffen ist, wurde mündlich von den alten Doktoren an ihre jungen Lehrlinge weitergegeben.

Den wirksamen Heilmitteln dieser Naturheilkundigen erliegen ihre Patienten manchmal schnell. Ihnen fehlt eben die medizinische Erfahrung, nur die Praxis von anderen und schließlich noch die eigene steht ihnen zur Verfügung. Mit Arznei und Suggestion freilich gelingt es ihnen manchmal, den Patienten Erleichterungen zu verschaffen. Diese Kurpfuscher vereinigten nicht selten mit ihrer rohen Kunst die Praxis der Zauberdoktoren.

Im Jahre 1928 wurde das neue medizinische, zahnärztliche und pharmazeutische Gesetz verabschiedet und trat dann zu Anfang des Jahres 1929 in Geltung. Dieses Gesetz ermächtigte den Ärzteverein Südafrikas zum Handel mit allen Arzneiartikeln in der ganzen südafrikanischen Union. Die Eingeborenen Doktoren und Quacksalber können natürlich nicht in den Ärzteverein aufgenommen werden und so ist es ihnen unmöglich gemacht, zu ihrem finanziellen Vorteil ihrer ärztlichen Praxis nachzugehen.

In Natal und Zululand haben diese Arzneikräuterkundigen ein Privileg. Sie bezahlen der Regierung eine Taxe von 3 Pfund und erhalten dafür die Konzession zur Ausübung ihrer Kunst. Diese aber erhalten sie nur auf Grund einer Empfehlung ihres Häuptlings oder einer anderen verantwortungsfähigen Person, die der Behörde die Fähigkeit und Eignung des Bewerbers zur Ausübung der Arzneikunde oder der Heilkunst innerhalb des eigenen Volkes befürwortet. Diesen Erlaubnisschein haben in Natal von 4000 Medizinmännern ungefähr 1200. Sie dürfen, wenn sie jähr-

lich um die Erlaubnis nachsuchen, ihre Kunst ausüben, aber nur innerhalb des eigenen Distriktes. Wenn einer durch Unachtsamkeit einen Patienten ums Leben bringt, verübt er im Sinne des Gesetzes einen Mord. Da nun an neue Bewerber keine Konzessionen mehr ausgeteilt werden, müssen diese Arzneikundigen allmählich aussterben.

### III. Gesundheit der Eingeborenen

Die Vantu waren in ihrer primitiven Lebensweise und in der natürlichen Umgebung eine sehr gesunde und kinderreiche Rasse. Dank der friedlichen Lebensbedingungen und der europäischen Überwachung verdoppelten sie von 1890 bis 1920 ihre Einwohnerzahl.

In den letzten Jahren gingen die Geburtsziffern zurück und zwar so rapid, daß allem Anschein nach die unterste Linie noch überschritten wird. Gegenwärtig wird die Gesundheitsziffer der Eingeborenen von 30 bis 50 pro 100 angegeben, also steht auch sie tiefer als die der Europäer. Auf Grund von Angaben einer Distriktsbehörde, hat die allgemeine Streblichkeitsziffer jenes Distriktes die Geburtsziffer tatsächlich übertroffen. Die folgenden Zeilen sollen nun die Gründe für diesen Bevölkerungsrückgang angeben:

1. Die allgemeine wirtschaftliche Notlage, die auch die Vielweiberei zurückgeschraubt. Mangel an Land, Wegnahme und Ausfaugung des Landes. Unzureichende Nahrung, bedingt durch die in den letzten Jahren häufig wiederkehrende allzu große Trockenheit und Dürre.

2. Der alte Glaube an Hexerei und die Unkenntnis aller Gesundheitsfragen.

3. Unkenntnis der Säuglingsbehandlung und deren Ernährung und der Mangel an geeigneten Speisen, besonders Mangel an Milch.

4. Alkoholische Getränke haben die Lebenskraft und Leistungsfähigkeit der Eingeborenen vermindert. Man hat schon beobachtet, daß beim Ausbruch von ansteckenden Krankheiten Alkoholiker als die ersten Opfer von der Seuche hinweggerafft wurden.

5. Die europäische Kleidung wird nicht gewaschen und weder gewechselt, wie es die Gesetze einer gesunden Lebensweise erfordern.

6. Die schlechten und ungesunden Wohnungen der Eingeborenen leiden Mangel an Licht und guter Luft. Sie können nicht mehr so oft gewechselt und erneuert werden, wie früher, weil das bodenständige Baumaterial zu selten geworden ist. So sind diese Wohnungen also in der Tat vorzügliche Brutstätten für ansteckende Krankheiten. Dazu kommt noch die vorherrschende Unsitte, daß jeder ausspuckt, wo er steht und geht.

7. Ansteckende Krankheiten breiten sich heute unter den Eingeborenen sehr schnell aus, einmal durch den modernen Verkehr, dann aber auch durch den Besuch der Arbeitszentren. Die meisten Opfer fordert die Tuberkulose, die die Europäer ins Land brachten. Ihre Bazillen finden jungfräulichen Boden und breiten sich infolgedessen ungeheuer schnell aus. Die Lebensweise der Eingeborenen (die Überfüllung der Wohnungen, das Ausspucken usw.) sind ja treffliche Wegbereiter. Schließlich wurde 1918 noch die Grippe eingeschleppt, die sich nun auch überall breit macht. Auf Grund vieler Angaben sind die Verwüstungen der Geschlechtskrankheiten geradezu erschreckend. In den Arbeitsgebieten sollen bis zu 80 Prozent darunter leiden. Andere vorherrschende Krankheiten sind noch die Lungenentzündung, Masern, Typhus und Fieber.

8. Der Zug in die Stadt und die dortigen ganz ungenügenden Wohnungsverhältnisse sind gekennzeichnet durch eine sehr hohe Sterblichkeit von Mutter und Kind. Wie schon erwähnt, entspricht im Eingeborenenviertel einer Stadt die Geburtsziffer nur mehr der Kindersterblichkeit.

9. Mangelnde oder unzulängliche Gelegenheiten für ärztliche Behandlungen.

#### Ursachen zu Befürchtungen

Der weiße Teil Südafrikas beklagte sich zuweilen schon über die rasche Vermehrung der Eingeborenen mit folgenden Worten: „Sie vermehren sich wie die Kaninchen“. Kann er heute nicht mit einer gewissen Erleich-



Handgefertigte Körbe der Zulus

terung aufatmen, wenn er sieht, wie die hohen Bevölkerungsziffern auf der Seite der Eingeborenen mehr und mehr zurückgehen? Auf keinen Fall! Es ist vielmehr alle Ursache zu Befürchtungen vorhanden; denn die Krankheitserreger lassen sich durch keinen gesetzlichen Akt kontrollieren. Ja, ihre Gegenwart in einer Volksschicht muß schon für die ganze Gemeinschaft eine Gefahr bedeuten. Krankheit bedeutet Verlust der nationalen Leistungsfähigkeit. Jede ansteckende Krankheit und die Verbreitung eines gesundheitschädlichen Einflusses unter den Eingeborenen ist eine Bedrohung des Volkswohles. Auch eine wirtschaftliche Gefahr ist mit einer Verringerung oder mit dem Ausfall der Arbeitskraft verbunden; Arbeitskraft wird ja besonders am Kongo und in Kenia gesucht. Die Krankheiten des primitiven Lebens waren im Vergleich zu heute noch sehr wenige, aber zu diesen wurden viele neue Leiden und noch unzählige physische Gefahren durch die Zivilisation hinzugefügt.

~~~~~  
Wird wiederum eine Heidenseele bekehrt, durch die Gnade Gottes, den Schweiß und das Blut des Missionars und unsere Hilfe, so wird Freude sein im ganzen Himmelreiche.

## Etwas vom Galgenpaterle

Von P. Joseph Kammerlechner R.M.M.

**B**ulawayo als Hauptstadt des Landes neben Salisbury hat natürlich auch höchste Gerichtsbarkeit über Leben und Tod. Daraus geht ohne weiteres hervor, daß auch ein Galgenpaterle existieren kann. Nun ist es sehr bemerkenswert, daß bei der Legion der verschiedensten Missionare ausgerechnet ein katholischer Missionar im Falle eines Todesurteils ersucht wird, den Verurteilten auf seinen letzten schweren Gang vorzubereiten. Daß hier in der Stadt bei den vielen verschiedensten Bekenntnissen und der an sich kleinen Zahl der Katholiken die wenigsten Beamten im Gefängnis katholisch sind, ist selbstverständlich; wenn überhaupt die katholische Religion vertreten ist. Was nun die Behörden dazu bewegt, ausgerechnet dem katholischen Priester die zum Tode Verurteilten anzuvertrauen und keinem Prediger eines anderen Bekenntnisses, muß jedenfalls Wunder nehmen. Ob sich nun keiner dazu hergibt, diese Nervenprobe auf sich zu nehmen oder ob sie ahnen, daß doch die katholische Religion mehr Halt und Trost bietet in so einer ernsten Stunde, weiß ich nicht, es soll hier nur festgestellt sein, daß der katholische Missionar auch als Galgenpaterle hier seines Amtes zu walten hat.

Unsere Mission hier ist ein weites Gebiet und somit darf es nicht Wunder nehmen, daß in vielen Teilen der Präsektur noch kein katholischer Missionar die Frohbotschaft des Reiches Gottes verkündigt. Ich sitze hier in Bulawayo in der Eingeborenen-Mission und gerade mir sollte es vergönnt sein, die ersten aus dem fernen Swonda-Distrikt zu taufen. Aber nicht nur das, ich werde wohl auch der erste Mariannhiller sein, der einem waschechten Buschmann die hl. Taufe gespendet hat, also einem aus diesen so weltberühmten Ureinwohnern Südafrikas. Nun aber hat mir das gar nicht einmal große Missionsreisen gekostet, sondern die Regierung hat mir diese Missionsarbeit bedeutend erleichtert, indem sie die erwähnten drei zusammen mit einem Nyassaburschen wegen Mord zum Tode verurteilt hat und das Galgenpaterle ersuchte, seines Amtes zu walten.

Es mag wohl eine Nervenprobe bedeuten, das Galgenpaterle zu sein, aber es ist auch tief ergreifend und es ist eine greifbar von der Gnade Gottes getragene Arbeit. Als ich hier in mein Amt als Galgenpaterle eingeführt wurde, ist gar nichts von dem geschehen, was zu geschehen pflegt, wenn ein Bischof oder ein hoher Domherr oder auch ein Pfarrer in sein Amt eingeführt wird. Nein, gar nichts ist von dem geschehen, sondern die Sache ging höchst einfach zu. Da man durch die Zeitung von den vier Todesurteilen erfahren hat, bin ich einmal zum Gefängnis gegangen und habe dort angefragt, ob nach alter Regel die vier Verurteilten wieder von uns betreut werden könnten. Zur Antwort erhielt ich den Bescheid, daß das Todesurteil noch nicht bestätigt sei, sie würden mir aber dann Nachricht geben. Was soll nun das Galgenpaterle wünschen? Sicherlich, wenn sie begnadigt werden, bleibt ihm eine nervenaufreibende Arbeit erspart, aber umgekehrt sieht er auch im Todesurteil die Erbarmung Gottes, die die Worte des sterbenden Erlösers wiederholen möchte: „Heute noch sollst du bei mir im Paradiese sein.“ Du, der du bisher in deinem Leben so wenig an mich gedacht und Sünde auf Sünde gehäuft hast. Jedenfalls für diese vier armen Sünder war das Todesurteil eine unbegreifliche Erbarmung Gottes, in letzter Stunde berufen, sofort einzugehen

ins ewige Leben mit dem unbefleckten Hochzeitskleid der Taufschuld, mit dem Freundszeichen, dem Liebesunterpfand der heiligen Kommunion gezeichnet als ewiger Freund des Erlöserherzens. Ja, und Gott hat seine gütige Gnadenhand nicht mehr zurückgezogen. Das Urteil wurde bestätigt und nach drei Wochen am Oktavtage der Himmelfahrt Mariens innerhalb der Mauern des Gefängnisses in Bulawayo vollzogen.

Die letzten zwei Wochen ist nun das Galgenpaterle täglicher Gast im Gefängnis gewesen. Leicht begreiflich war es gerade keine gehobene Stimmung, die ich fühlte, als ich zum ersten Male den vier Mördern gegenüberstand. Aber das ist mir sofort zum Bewußtsein gekommen: würde die kleine Welt keine größeren Verbrecher tragen als diese vier armen Sünder, dann wäre es noch nicht gar so schlecht bestellt auf der Welt. Es waren ja noch alle vier Stockheiden und ich bin der Überzeugung, daß das Verbrechen einem Christen vielmehr von seiner Menschenwürde nehmen muß, als das bei diesen vier Heiden der Fall war. Sie machten auf mich sofort einen ganz harmlosen Eindruck.

Nun soll ich diese vier Heiden noch in letzter Stunde für den Himmel retten und nur 14 Tage sind mir dazu gegeben. In dieser kurzen Zeit soll ich noch die Heilandsliebe und die Liebe zu seiner gebenedeiten Mutter recht tief in diese noch so kalten Heidenherzen pflanzen. Ja, das wußte ich, wenn es uns gelang, mit der Gnade Gottes in diesen wenigen Tagen einen recht hohen Grad der Gottesliebe in diesen Herzen zu entzünden, so wird ihre Glorie im Himmel eine Ewigkeit lang dieser ihrer Gottesliebe entsprechen. Was für eine weittragende Aufgabe war also nicht diesen 14 Tagen gegeben zur Ehre Gottes und zur ewigen Wonne von vier Heidenjenseelen. Da kam mir Uhlands 'Sänger' in den Sinn: „Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz“. Ja Galgenpaterle, nimm deine ganze übernatürliche Kraft zusammen, rede diesen vier armen Sündern von der unendlichen Liebe des Heilands, von ihrer eigenen Armseligkeit und Sündennot und lasse auch andere beten, damit Gottes Erbarmung recht überreich offenbar an ihnen werde. Aber es sollte trotzdem alles vermieden werden, was sie in irgend einer Weise beeinflussen hätte können, um die hl. Taufe zu bitten, ohne in ihren Herzen sich wirklich zu Gott zu bekehren. Die Gefahr liegt ja zu nahe, daß man schließlich alles über sich ergehen läßt. So habe ich immer und immer wieder ihnen nahe gelegt in diesen 14 Tagen, wie wichtig es sei, daß sie ihr Herz fragen, ob es wirklich die Sünden bereut, weil Jesus dafür gestorben ist, ob es wirklich zu Gott in den Himmel wolle, auch, wenn die alten verstorbenen Verwandten schließlich nicht dort wären, und was es Großes sei um die hl. Taufe. Wenn das Menschenherz wirklich Gott suchen und lieben wolle, dann sei der Tod der Tag der Himmelfahrt zur ewigen Freude. So habe ich 14 Tage Gott den Herrn gebeten, er möchte meinen Worten die Kraft geben, diese Herzen wirklich zu rühren, damit sie zu ihm heimfinden möchten. Der Älteste unter ihnen schien die größte Angst vor dem Sterben zu haben und zeigte sich auch etwas verschlossen meinen Worten gegenüber. Einmal nach dem Unterricht frug er, wann denn der Tag wäre, an dem sie sterben müßten, sie hätten es vergessen. So kam der Tag, an dem sie mir die Frage beantworten sollten, ob ihr Herz wirklich nach reiflicher Überlegung von all dem, was sie diese Tage gehört hätten, bereit wären, sich in der hl. Taufe ganz Gott zu schenken. Es war der Samstag und am Montag 7 Uhr morgens sollten sie ja ihre unsterblichen

Seelen ihrem Herrn und Schöpfer zurückgeben, am Galgen sterbend, um den Mord zu sühnen, den jeder von ihnen auf dem Gewissen hatte. Da ergriff der Buschmann das Wort und meinte, sie könnten das nicht alles wissen, was ich ihnen die 14 Tage gesagt, aber als Freunde Jesu sterben, das wollten sie schon. Der Alte meinte, das wollten sie sicher tun, was ich ihnen sagte. Ihre Sünden hier auf der Welt zurücklassen, das wäre sehr gut, wenn sie auch nicht alles wissen und behalten könnten, was ich ihnen gesagt habe. Den guten Willen konnte man da klar sehen und nun sollte Gott durch die Gnade der hl. Sakramente noch vollenden, was seine beistehende Gnade schon so wunderbar gewirkt hatte in diesen Sünderherzen. Sie empfingen denn alle vier mit rührender Andacht die heilige Taufe und nun weil sie schon einmal seine Kinder waren, wenn auch die ärmsten unter den armen, so wollte der Heiland sie noch näher an sein Herz drücken und zu ihnen, den mit Eisen Gefesselten, in die arme Zelle kommen und sich aufs innigste mit ihnen zu vereinigen in der hl. Kommunion. Ich hatte ihnen versprochen, wenn sie sich wirklich bekehren, dann wird der Heiland selbst sie bei der Hand nehmen und durch die schauerige Nacht des Todes führen. Sonntag war es, gegen 7 Uhr früh, also 24 Stunden vor ihrem Tode, da kam er, der gute Heiland, zu diesen rechten Schächerseelen, die noch in letzter Stunde zu ihm zurückgefunden hatten, um ihnen ins Ohr zu flüstern: „Morgen um diese Stunde wirst du bei mir im Paradiese sein.“ Mit inniger Andacht empfingen sie ihren Heiland, auf den sie nun all ihre Hoffnung gesetzt, mit kindlicher Rührung sprachen sie mir die Gebete nach, sodaß es mich tief ergriffen hat. Erste hl. Kommunion und zugleich Wegzehrung, 24 Stunden vor der Hinrichtung.

Für den nächsten Tag war ich auf einhalb 7 Uhr zum Gefängnis beschieden und da konnte ich nun tief ergriffen der Werk der göttlichen Gnade und Erbarmung bewundern. Nun waren sie zu zwei und zwei in verschiedenen Zellen untergebracht; denn je zwei zusammen sollten am Galgen sterben. Die ältesten zwei sollten zuerst darankommen. So ging ich also zu ihnen, um sie aufs Sterben vorzubereiten. Nicht ans Sterben sollten sie denken, sagte ich ihnen, denn das Sterben dauert ja nicht lang, sondern an den großen Tag, an dem sie in den Himmel mit all seiner Freude eingingen, an dem sie ihren Heiland, der gestern zu ihnen gekommen und den sie noch im Herzen trügen, nun in wenigen Augenblicken wirklich sehen werden. So wollen wir jetzt nur noch an Gott denken, indem wir betend uns mit ihm unterhalten. Und so haben die, die in ihrem Leben wohl nie gebetet, ihr letztes Viertelstündchen noch in rührendem Verkehr mit Gott zugebracht. Als dann die beiden Scharfrichter kamen und ihre Hände fesselten, fragte der Alte: „So müssen wir zwei zuerst gehen?“ und so still und ruhig ließen sie alles geschehen, daß ich unwillkürlich an die Worte des Propheten denken mußte: „Wie das Lamm zur Schlachtbank geführt, ohne den Mund zu öffnen.“ Noch einige Sekunden und es war vorüber, sie waren bei ihrem Heiland. Ebenso ruhig starben die anderen zwei.

Ich aber, das Galgenpaterle, habe das unbedingte Vertrauen, daß diese bereits im Himmel für die Bekehrung Gwondas und die Bekehrung der Buschleute beten.

---

Wer am Missionswerk teilnimmt, wird Vater und Mutter unsterblicher Menschenseelen.

## Revelaer, Natal

Von P. Vitalis Fug RMM.

Diese Zeilen schreibe ich in der Hoffnung und mit der Bitte um eine Jubiläumsgabe für eine arme Missionsstation. Ich bitte um Bausteine für eine Missionskirche hier in Revelaer, Bausteine für ein Gotteshaus im fernen Missionslande.

Revelaer, die Missionsstation, ist den verehrten Lesern bekannt von einer kurzen Notiz in der Märznummer des Vergißmeinnichts letzten Jahres. Ich kann euch mehr erzählen und ein schönes Bild dieser herrlich-blühenden Mission aufrollen. Dann werdet ihr mich auch verstehen, wenn ich um eine Jubiläumsgabe zum Bau eines Gotteshauses bitte.

Im Jahre 1887 erwarb ein edler Wohltäter — sein Name ist verzeichnet in der Chronik Revelaers und im Buche des Lebens — für die Mission ein kleines Landgut in schöner Lage, am Verkehrswege und dazu fast mitten unter den Eingeborenen. Dazumal gab es noch keinen Katholiken, weiß oder schwarz, im Umkreis von 60 Kilometer. Ungezählte Opfer mancher Missionare, Brüder und Schwestern und die Gaben der Wohltäter haben Revelaer zu einem gesegneten Weinberg des Herrn gemacht. Revelaer ist eine blühende Mission, ein Missionszentrum geworden. Auf 14 Filialen im Umkreis von 60 Kilometer wird alle 14 Tage Gottesdienst gehalten und Gelegenheit zum Empfang der hl. Sakramente geboten. An 25 Plätzen wird jede Woche teils sogar täglich an Kinder und Erwachsene Religionsunterricht erteilt. 16 eingeborene Lehrer unterrichten in verschiedenen Schulen an 500 Kinder. Das Taufbuch zeigt eine Zahl von 5700; viele davon sind im Tode getauft und so gerettet worden. Manche sind gestorben nach einem christlichen Leben mehrerer Jahre, von ihrer Befehrung an. Viele sind in andere Gegenden verzogen, da ungünstige Landes- und Lebensverhältnisse viele zum Wandern zwingen, obwohl es ihnen nicht an Liebe zur Scholle und Hütte ihrer Geburt fehlt. Trotzdem Revelaer eine Gemeinde von über tausend Gläubigen ist, waren am hl. Ostersfeste alle zur Erfüllung ihrer Christenpflicht zur Station geeilt, zu einer armen Blech-Kirche, die nicht einmal 400 Leute fassen kann, wenn auch Mann an Mann gedrängt wird vom Altar bis zur Türe. Ein zweiter Priester hielt Oster-Gottesdienst auf einer Außenstation für eine ziemlich große Gemeinde. Viele konnten nicht kommen, weil sie fort in der Arbeit waren, in den Städten oder auf dem Lande oder in den Minen von Johannesburg.

Das alles gibt euch, verehrte Wohltäter, ein Bild, wie reich die Missionsernte in Revelaer ist. Welch ein Denkmal ist diese Missionsstation auf dem Grabe des edlen Wohltäters, der das kleine Landgut aus Liebe zur Mutter Gottes von Revelaer für die Mission erworben hat! Wie gut wurden eure Gaben, die ihr in den vergangenen Jahre gespendet habt, angewandt, und welche herrliche Früchte haben sie getragen! Auch ihr müßt mit uns Gott danken, der Menschenarbeit und Menschengaben so reich gesegnet hat!

Für diese herrliche Gemeinde haben wir, wie schon erwähnt, eine Halle aus Blech, die Wände etwas über 2,50 Meter hoch, eine Halle, die, wenn sie bis zur Unerträglichkeit gefüllt ist, an 350 Personen fassen kann.

Manche unserer katholischen Eltern wohnen weit weg von unseren Schulen. Die Kinder haben dann keine Schulgelegenheit, außer in anders-

gläubigen Tageschulen. Für solche Kinder ist auf der Station ein Heim geschaffen, wo sie während der Schulmonate sich aufhalten können und von der Mission unterhalten werden. Einige wenige zahlen 20 Schilling fürs ganze Jahr, die meisten aber sind ganz arm. In dem dafür bestimmten Haus, gebaut aus Wattelstangen und gestampfter Erde, mit Gras bedeckt, können wir nur 35 solcher Kinder unterbringen. Viele Bittsteller müssen jeder Jahr abgewiesen werden. Es bleibt ihnen dann nichts übrig, als ohne alle Bildung aufzuwachsen oder in andersgläubigen Tageschulen unter großer Gefährdung für ihre Religion, das zu suchen, was wir ihnen abschlagen müssen. —



Südafrikan. Missionsstation Revelaer (Mariannhiller Mission)

An 250 Kinder leben und besuchen unsere Schulen rund um Revelaer und an 500 insgesamt in den verschiedenen Schulen. Wir können diesen Kindern nicht den vollen, normalen Bildungsgang bieten, wie es die rasche Entwicklung des Landes, der Fortschritt in Bildung und Wissen und die Bedürfnisse des täglichen Lebens heute auch vom Eingeborenen verlangt. Es fehlen uns auf der Station die nötigen Klassenräume und Mittel.

Wir haben ein Heim für Waisenkinder und Witwen. Aber auch hier können wir nur eine ganz kleine Zahl aufnehmen. Ich gehe nicht viel fehl, wenn ich sage, daß fast jede Woche einige abgewiesen werden müssen von den Toren der Missionsstation, weil uns die Versorgungsmöglichkeit abgeht. Enttäuscht gehen sie wieder von dannen und wissen nicht wohin, außer ins Elend.

Die Mittel, die uns zur Verfügung stehen, reichen eben fürs tägliche Brot, für die 3. B. auf der Station lebenden: zwei Priester, ein Bruder, 7 Schwestern, ungefähr 75 Eingeborene von verschiedenem Alter und Beschäftigung, von einem 6 Monate alten Kind bis zu einer 80 jährigen blinden Greisin.

Eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse ist eine dringende Notwendigkeit, um verschiedenen schweren Bedürfnissen Abhilfe zu schaffen.

Was wir zuerst brauchen, ist ein bescheidenes, aber entsprechend großes Gotteshaus für die Gemeinde der Gläubigen. Der jetzige Blechbau kann mit wenigen Auslagen in ein Boardinghaus für eine größere Anzahl Schulkinder umgewandelt werden. Es bleibt dann noch immer Raum für zwei neue Klassenzimmer, sodaß wir dann unseren katholischen Kindern das bieten können, was die Landesbedürfnisse dringend erheischen. Das jetzige Haus für die 35 Kinder könnte dann mancher Witwe und manchem mütter- und heimatlosen Kinde zum Heim werden.

Revelaer wird auf diese Weise das, was es seiner großen Christengemeinde sein soll. Wer will helfen um der Liebe Christi willen? Edle Wohltäter, ihr habt mitgeholfen am Aufbau der gottgesegneten Mariannahiller Mission. Ihr freuet euch mit uns und danket Gott mit uns in diesem Jubeljahr. An euch wende ich mich vertrauensvoll bittend: wer spendet einen Beitrag, einen Baustein zum Baue des so notwendigen Gotteshauses. Die Kirche soll erstehen als ein Andenken an das Jubeljahr 1933. Jede Gabe, auch die kleinste, wird so dankbar angenommen werden. Der Dank und das tägliche Gebet vieler Bedürftiger und der großen Gemeinde ist euch gesichert hier auf Erden und Gottes Lohn in der Ewigkeit.

Die Gaben für diese Kirche können an die Missions-Vertretungen gesandt werden mit einem Vermerk, daß sie für den Bau einer Kirche in Revelaer, Natal, seien. Sie können aber auch direkt mir, dem Schreiber und Bittsteller, per eingeschriebenen Brief auf nachstehende Adresse zugesandt werden: Rev. Father Vitalis Fuz, Revelaer-Mission, P. O. Donnybrook, Natal, S. A. Auf diese Weise adressiert, wird kein Brief verloren gehen.

Gebe Gott, daß Revelaer in der Hoffnung auf ein baldiges Gotteshaus, um so freudiger miteinstimmen kann in den Festjubiläum:

Ehre sei Gott! Heil den Seelen! Dank, tiefer Dank den edlen Wohltätern Mariannahills!

---

## Die Gefahr des Islams

Von P. Bernard Huß R.M.M.

**W**ir hören in Süd-Afrika, daß farbige Eingeborene (Mischlinge), sowohl Männer als auch Frauen, vom Christentum abfallen und zum Islam übertreten. Ursache zum Abfall ist für manche dieser Leute das Eingehen der Ehe mit Mohammedanern. Andere fallen deshalb vom Christentum wieder ab und werden Moslems, weil sie nicht genügend im Glauben unterrichtet waren. Der Hauptfaktor aber, der viele südafrikanische Mischlinge zum Islam treibt, ist die Praxis der verschiedenen Behandlung der Hautfarben in den europäisch-christlichen Kirchen.

In den Moscheen des Islams, sagt man, herrsche wahre und unverminderte Demokratie. Weiße und Gelbe, Braune und Schwarze, Reiche und Arme stehen vor Gott auf dem Boden der absoluten Gleichheit.

Dann muß man auch bedenken, daß in Südafrika eine fortgesetzte Gesetzgebung der Unterdrückung der Farbigen herrscht, und zwar ausgeführt von einem Parlament, das seine tägliche Arbeit mit christlichen Gebeten beginnt. Ferner verfolgt man jetzt in der ganzen südafrikanischen Union

die Politik, Arbeiten, die bisher Farbige ausführten, von Weißen übernehmen zu lassen.

Das unsoziale Verhalten so vieler weißen Christen ihren farbigen Brüdern gegenüber frißt wie Krebs an den Herzen der gebildeten und besseren farbigen Eingeborenen und erzeugt immer mehr gerechte Entrüstung und Verbitterung.

Der Islam beansprucht für sich den Erfolg, Vertreter aller Rassen und Farben zusammengeschweift zu haben und zwar bis zu einem so hohen Grad, der von keiner anderen Religion erreicht wurde.

Das Christentum in Südafrika dagegen soll die Christen geteilt haben hinsichtlich ihrer Hautfarben, so daß es in Südafrika Kirchen für Weiße, Kirchen für Farbige und Kirchen für Schwarze gebe. Einen solchen Unterschied der Rassen und Farben kenne man im Islam nicht.

Deshalb glaubt der Islam für sich das Recht beanspruchen zu können, die einzige Hoffnung nicht nur der farbigen Rassen, sondern sogar aller aufrichtigen und einsichtigen Weißen zu sein.

## Der Narren-Peter

Eine Geschichte aus dem Stockacher Narrenbuch (1878)

Von P. Spillmann — Nachdruck verboten!

Stockach, das freundliche Städtchen, war ehemals der Hauptort der Land-Grasschaft Nellenburg und zählt noch heutigentags zu den vornehmeren Ortschaften des badischen Seefreies. Es hat seine Merkwürdigkeiten und historischen Erinnerungen, und darunter nimmt nicht die letzte Stelle das sogenannte „Narrengericht“ ein, welches daselbst seit uralter Zeit alljährlich um die Fastnacht abgehalten wird. Mit diesem sonderbaren Brauch und Herkommen hat es aber folgende Verwandtnis.

Im Jahre 1315 hielt Herzog Leopold von Osterreich auf dem Stein zu Baden mit vielen Herren und Rittern einen Kriegsrat, wie er am besten in das Land Schwyz kommen und das widerspenstige Hirtenvolk zu Paaren treiben könne. Da wurde nach vielem Hin- und Herreden beschlossen, nach dem Städtchen Zug zu ziehen, als ob man willens wäre, die Schwyzer an ihrer Grenze bei Sankt Adrian anzugreifen, statt dessen aber bei Ageri den Feind zu umgehen und unversehens im Rücken zu fassen. So rieten und planten die Herren. Und da man scherzhafterweise Hans Rühne (Ruony), des Herzogs Leopold Hofnarren, auch um seine Meinung fragte, gab der Schalk zur Antwort: „Euer Rat g'fällt mir nit; ihr ratet, wie ihr wollet in das Land

Schwyz hinein kommen, und ratet nit, wie ihr wollet wieder heraus kommen.“ Da lachten die Herren und Ritter, meinend, das wäre ein rechter Narrenspruch, und wenn sie nur erst im Lande drin wären, wollten sie auch schon wieder herauskommen.

Als aber der Herzog Leopold an St. Otmars-Tag (16. November 1315) mit seinem Heere den Paß zwischen dem Ageri-See und dem Morgarten durchziehen wollten, griffen ihn die Eidgenossen aus einem Hinterhalte an und schlugen ihn völlig. Viele seiner Reifigen fanden unter den Morgensternen der Hirten, noch viel mehr in den Wellen des Sees ihren Tod; der Herzog selbst verdankte nur der Schnelligkeit seines Pferdes das Leben und rettete sich mit Mühe nach Winterthur. Dasselbst erinnerte er sich der klugen Rede seines Hofnarren, und wie es besser gewesen wäre, hätte man auf seinen schalkhaften Rat gehört. So forderte er ihn auf, er möge sich eine Gnade erbitten. Das tat Hans Rühne, er erbat sich das Privilegium, in seiner Vaterstadt Stockach eine Narrenzunft stiften und alljährlich ein Narrengericht halten zu dürfen, auf daß es seinen lieben Landsleuten nie an Männern fehle, die ihnen wenigstens einmal im Jahre ungeheut im Schalksnarrenkittel ihre Torheiten vorhalten dürften. Und da-

rum muß man Hansen Rühne loben; denn er kannte zweifelsohne seine Mitbürger. Herzog Leopold gewährte gerne das verlangte Privilegium, und dasselbe wurde in der Folge von dessen Bruder Herzog Albrecht dem Weisen sowie von dem Landgrafen von Nellenburg bestätigt und verbrieft. Die Stifftsurkunde, auch Narrenbrief genannt, datiert aus dem Jahre 1351; sie wurde feierlich in die Brunnen säule des mittleren oder Marktbrunnens zu Stockach niedergelegt.

Seither sind über 500 Jahre verflossen und manche Geschlechter der Menschen ausgestorben. Die Zeiten haben sich geändert; sie sind viel „aufgeklärter“ geworden und haben mit den alten Sitten und Bräuchen gründlich aufgeräumt. Aber die von Hans Rühne gestiftete Narrenzunft besteht doch noch, und bis auf unsere Tage hat sich das grobgünstige Narrengericht von Stockach, wie es von jeher genannt ward, in Kraft und Würden erhalten. Ein Brauch freilich hat sich verloren, vermutlich weil er mit der Zeit zu lästig wurde, nämlich alle törichten Streiche und Geschichten, welche im Laufe des Jahres in der Umgegend vorkamen, in das Narrenbuch einzuschreiben und daraus an der Fastnacht einem ehrsamem Bürger zu Freud und Nutzen vorzulesen. Auch sind leider die alten Bände mit ihrer sonderbaren Stadt- und Landchronika abhanden gekommen; doch hat sich noch viele Stunden im Umkreise die Sage von dieser Weisheitsammlung erhalten, und so oft sich einer nach dem Dazurhalten seiner gescheiten Mitmenschen nicht ganz so klug benimmt, als es dort zu Lande sonst gang und gäbe sein soll, sagt man: „Der kommt ins Stockacher Narrenbuch!“

Wir aber wollen hier eine Geschichte erzählen, welche, wie man uns glaubwürdig versichert, in einem der verlorenen Bände des Stockacher Narrenbuches wirklich zu lesen ist.

## I.

### Die Werbung

Es mag etwa ein halbes Duzend Menschenalter her sein — das genaue Datum ist natürlich in dem mehrfach erwähnten Narrenbuche zu lesen —, da genas in Stockach Sibylla, die ehrsame Hausfrau des Nikodemus Rühne, eines Nachkommen des großen Erznarren Rühne, ihres achten Söhnleins. Dasselbe erhielt in der Taufe den Namen Peter, und wie der kugelrunde Bube mit der Zeit in die Höhe wuchs und

sich mit seinen Altersgenossen in den Gassen und Gärtchen des Städtchens umhertrieb, nannten ihn alle nur den „Narren-Peter“. Diesen Namen erhielt er aber keineswegs, weil sein Verstand nicht recht ausreichte; im Gegenteile, wenn irgendwo ein loser Streich zu ersinnen und durchzuführen war, fiel er dem kleinen Peter ganz gewiß ein. Einzig und allein um seiner gloriwürdigen Abstammung von dem hochberühmten Stifter des Narrengerichtes willen, den jedes echte Stockacher Kind, wie billig, in Ehren hält, wurde er also genannt.

Nur in der Schule hatte der Junge kein Glück, und wie gerne seine Frau Mutter, der inzwischen nach ihres Nikodemus seligem Tode das Regiment des Hauses allein oblag, einen hochgelehrten Herrn aus ihm gemacht hätte, es wollte trotz aller Prügel, die der Schulmeister zur Anregung des jugendlichen Genies anwendete, herzlich wenig fruchten. Nachdem man sich also gegenseitig genug geärgert hatte, wurde der vierzehnjährige, kräftig gewachsene Bursche zu beiderseitiger Befriedigung der Schule ledig gesprochen. Aber was nun mit demselben anfangen?

Der hochweise Familienrat, den Frau Sibylla in dieser wichtigen Frage einberief, trank erst unterschiedliche Tassen Kaffee, um das richtige Verständnis in dieser Frage zu gewinnen, und schließlich einigte man sich, da es schon spät wurde und die verschiedenen Frau Basen nach Hause mußten, nach einer gewaltigen Redeschlacht dahin, daß es unter den obwaltenden Umständen das beste sei, man gebe den kleinen Peter dem alten Weidenbauer auf den Hof. Der könne ihn zu einem rechtschaffenen Bauersmann heranziehen, und wiewohl der Kleine so nicht im Städtchen verbleibe, auch wenig Aussicht habe, dereinst Kirchenpfleger oder Säckelmeister oder Ratsherr zu werden, ja gewissermaßen als Bauer einen geringeren Stand einnehme denn als Städter, sei das doch um so mehr allem andern vorzuziehen, als er auf diese Weise Aussicht habe, den Weidenbauer dereinst zu beerben.

Dessen gab sich Frau Sibylla nach etlichen Seufzern und Widerreden zufrieden, und auch der kleine Peter war damit einverstanden; dem war alles recht, wenn es ihn nur von der Schulbank befreite.

Der alte Weidenbauer war ein Oheim der guten Frau Sibylla, ein steinreicher Mann, der sein gutes Stück Acker- und Wiesenland nebst Wald und Wei-



---

Die noch lebende heidnische Zauberin Devil  
(Mariannhill)

---

de hatte. Doch pflegten seine Nachbarn zu sagen: „Für den Gulden im Beutel sitzt ihm eine Grille im Kopfe“, und meinten, es sei auch ganz gut, daß der Weidenhofer nicht geheiratet habe; denn bei dem wunderlichen Rauz hätte doch jedes Weib das Fegfeuer auf Erden gehabt. So schlimm, wie die Leute ihn machten, war nun freilich der alte Bauer nicht; doch mochte er immerhin etwas knauserig und zu Zeiten, wenn ihn das Zipperlein plagte, auch recht griesgrämig sein.

Die Bitte seiner Stockacher Nichte gewährte er gerne; denn er hätte schon lange einen Handbuben dingen sollen, und das Geld konnte er sich nun an dem kleinen Stockacher Bettler sparen. So erledigte sich die Sache zu beiderseitiger Befriedigung.

Bei dem alten Junggesellen gedieh der Narrenpeter — der Name war ihm aus der Stadt auf das Land hinaus gefolgt — ganz vortrefflich, und in den zehn Jahren, die er auf dem Weidenhofe verlebte, wuchs der Knabe zu dem schmucksten und gewandtesten Burschen auf eine Meile im Umkreise heran. Keiner verstand es wie er, die Sense zu führen, und wenn man ihn mit dem Pfluge so leicht und gewandt die geraden, ebenmäßig tiefen Furchen ziehen sah, sagten die Bauern: „Wie der Narren-Peter kann's halt keiner — es ist nur schade, daß er für den alten Grillenfänger pflügt.“

Allgemein glaubten die Leute, nur die Aussicht auf die künftige Erbschaft halte den Burschen auf dem Weidenhofe bei dem Sonderling von Vetter fest. So meinten die Leute; den rechten Grund aber wußte Peter besser, und vielleicht ahnte ihn auch Verena, des Nachbarns ebenso schönes als sitzames Töchterlein.

Verena war des Rainbauers einzig Kind, und da zudem sein Hof an Größe und Güte sogar dem Besitze des alten Weidenbauers um ein erkleckliches überlegen war, durfte er unter den Burschen der Gegend bei der Wahl eines Schwiegersohnes schon etwas schwierig sein. Gleichwohl glaubte Peter sich keineswegs aller Hoffnung bar, um so weniger, da ihm das Mädchen nicht abhold schien und auch dessen Mutter den freundlichen Burschen wohl leiden konnte. Wenigstens erwiderte sie, seitdem er ihr einmal auf der Heimfahrt vom Aberlinger Markte das scheue Pferd gezügelt hatte, jedesmal ganz leutselig seinen Gruß, und das tat die reiche Rainbäuerin nicht jedermann im Kirchspiele.

Mithin beschloß Peter, freilich klopfenden Herzens, solange seine Aspekten leidlich ständen und ehe ihm ein anderer zuvorkäme, bei dem Rainbauer sein Glück zu versuchen. Er warf sich also eines Sonntagnachmittags in seinen besten Staat und machte sich auf den Weg nach dem Rainhofe hinüber. Die Ernte war gerade zu Ende und trefflich ausgefallen; dann sind die Bauern zwar guter Laune, tragen aber auch den Kopf doppelt so hoch als gewöhnlich. Auf dem sauern Gange überlegte der Freier noch einmal das Für und Wider seiner Hoffnungen, und dabei schob er seinen nagelneuen Dreispiz bald kühn in den Nacken zurück, bald zog er ihn, an seinem guten Stern zweifelnd, tief in die Stirne, daß derselbe fast aussah wie auf dem sturmbewegten Bodensee ein Schiff, dessen Bug unter der anschwellenden Woge steigt, um alsbald wieder in die Tiefe zu sinken.

Eines beunruhigte ihn vor allem. Sein Vetter, der Weidenbauer, zählte in der ganzen Gemeinde keinen besondern Freund; aber niemand konnte den alten Mann weniger ausstehen als gerade sein nächster Nachbar, Verenas Vater. Das hatte außer den gewöhnlichen Nörgeleien, welche in dem Verkehr mit Nachbarn wohl mitunterlaufen, noch einen ganz besondern Grund. Der Weidenbauer war nämlich ein klein wenig knauserig, und insolge davon hatte sich bei ihm die schlimme Gewohnheit festgesetzt, daß er sein Gesinde, manchmal ohne Not, am heiligen Sonntag zu dieser oder jener Arbeit anhielt. Während des Gottesdienstes freilich und während der Nachmittagsandacht, darauf sah er, mußten Knecht und Magd in der Kirche sein; dann aber, glaubte er, müsse unser Herrgott ein Auge zudrücken, wenn er noch in aller Eile etwas „Notwendiges“ besorgen ließ. Er hatte darüber manchen Span mit dem Pfarrer, der in Güte und Ernst diesem ärgerlichen Wesen steuern wollte; allein es half nichts, und seitdem der Kaplan wirklich einmal recht eindringlich über die Sonntagsheiligung gepredigt und sich dabei die Köpfe aller Bauern, wie an einem Schnürchen, nach dem alten Knauser hingedreht hatten, war die Sache erst recht verfahren. Jetzt erwachte auch noch der Eigensinn des Bauern, und er sagte: „Und wenn sie sich alle auf die Köpfe stellen, will ich doch sehen, wer auf meinem Hofe Herr und Meister ist!“

Aber dieses heillose Arbeiten an Sonn- und Feiertagen ärgerte sich nun

kein Mensch mehr als der Rainbauer, und aus den vielen Sticheleien, die hieraus hervorgingen, war nach und nach eine ganz gründliche Abneigung entstanden, so daß die Nachbarn sich schon Jahr und Tag nicht mehr grüßten. Der Narren-Peter hatte also allen Grund zu der Befürchtung, der Groll wider den alten Vetter möchte sich auch auf ihn erstrecken.

Bei dieser trübseligen Erwägung war die Spitze seines Dreimasters wieder sehr tief gesunken, und Peter bemerkte kaum, daß er vor dem Hofstode des Rainbauers angelangt sei.

Da weckte ihn ganz unerwartet eine helle Stimme aus seinen Träumen: „I du meine Güte, Peter, was macht Ihr für ein Leichenbitter-Gesicht!“ lachte es fröhlich über die Gartenhecke. „Ist Euch der alte Vetter gestorben?“

„Seid Ihr es, Verena? Ich wünsche einen schönen guten Abend“, und der Dreipitz wurde gebührendermaßen gerückt! „Das ist gut, daß ich Euch treffe — nein, es ist mir niemand gestorben; ich danke für die Nachfrage, und wenn ich ein ernsthafteres Gesicht mache als gewöhnlich, so hat das seine Gründe — und davon möchte ich gerade mit Euch reden.“

„Mit mir? Dann macht es kurz; die Mutter wartet in der Küche auf den Schnittlauch, und es will sich nicht recht schicken, daß ich so über den Gartenzaun hinweg mit fremden Leuten verhandle.“

„Mit fremden Leuten? Ich bin Euch doch hoffentlich nicht ganz fremd?“

„Nun, ich wollte nur sagen, Ihr gehört doch nicht zum Hofe und auch nicht zur Verwandtschaft.“

„Was nicht ist, kann noch werden; wir könnten ja zum Beispiel bald — Bräutigam und Braut sein“, plakte Peter heraus und schaute dabei treuherzig in Verenas Antlitz. Das Mädchen tat einen forschenden Blick in Peters Auge; dann wurde es über und über rot und sagte, sich abwendend: „Ich muß in die Küche.“

„So bleibt doch noch einen Augenblick; es ist mir heiliger Ernst, und ich komme ja gerade, um mit dem Vater zu reden.“

„Gut, der Vater ist in der Stube.“ „Aber so sagt mir doch wenigstens ein ermutigendes Wort!“

„Nicht, bevor Ihr mit dem Vater geredet habt.“

„Verena!“

Aber Peter rief umsonst: das Mädchen war schon in der Haustüre ver-

schwunden. So mußte er denn wohl oder übel ohne das ausdrückliche Ja-wort der Tochter sich an den Vater wenden. Er strich sein braunes Kraushaar bescheidenlich in die Stirne, sammelte sich noch einen Augenblick und schritt dann fast feierlich quer über den Hofraum auf die Haustüre zu. Unter derselben angelangt, warf er einen raschen Blick in die offen stehende Küche; doch gewährte er die Tochter des Hauses nicht, wohl aber trat ihm die Bäuerin entgegen. Peter grüßte auf das freundlichste und fragte, ob der Rainbauer zu Hause sei.

„Ei ja, mein Mann ist in der Stube“, sagte die Bäuerin; „habt ihr Geschäfte?“

„Keine Geheimnisse, Frau Armenpflegerin; es geht Euch alles gerade soviel an wie Euer Mann.“

„So so, das müssen ja sonderbare Anliegen sein“, schmunzelte die behäbige Bäuerin und öffnete die Stubentüre mit den Worten: „Michel, der Peter vom Weidenhose hat was mit uns zu verhandeln.“

„Der Narren-Peter?“ tönte es aus der Stube, und gleichzeitig wurde eine wohlbeleibte Gestalt sichtbar, die sich in dem Lederstuhle, offenbar in einem gemütlichen Mittagsgläschen gestört, geräuschvoll dehnte und reckte.

„Ei ja, der Peter Kühne — du könntest auch etwas manierlicher sein und die Leute beim rechten Namen nennen“, mahnte die Bäuerin.

„Nun, nun, er wird mir's nicht übelnehmen; es nennt ihn ja alle Welt so“, sagte der Bauer, strich die feuerrote Weste mit den Silberknöpfen glatt und streckte dem Eintretenden lachend die derbe Hand entgegen.

Peter ergriff sie und sagte: „Gewiß darf ich das nicht übelnehmen; man nennt mich so wegen meines Altvordern, der das Stocacher Narrengericht gestiftet hat.“

„Weiß schon, weiß schon, daß Ihr von dem Erznarren abstammt — doch der Tausend, sagt mir einmal, wie könnt Ihr heute nachmittag vom Weidenhose abkommen? Es ist ja ein leibhaftiger heiliger Sonntag, und Euer Vetter hat noch ein anderthalb Fuder Hafer drüben am Müdenbühl liegen.“

„Wenn mein Vetter den Hafer hereinfahren will, so kann er das selber tun, ich werde am Sonntag keinen Finger mehr für ihn regen“, sagte Peter, und das Blut schoß ihm jäh ins Antlitz.

„So — seid Ihr so selbständig geworden?“ fragte der Bauer gedehnt

und richtete dabei das klare Auge fest auf den verwirrten Burschen. „Nun, freuen sollte es mich; ich habe bis jetzt gemeint, Ihr tåtet alles und jedes — um der zu erhoffenden Erbschaft willen. Werdet nur nicht böse — ich bin nun einmal nicht gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.“

„Aber Michel“, fuhr die Bäuerin vermittelnd dazwischen, „ist das auch eine Art und ein Anstand, einen Fremden zu empfangen? Du kapitelst ja den Peter herunter, als wäre er dein eigener Bube! — Nehmt es ihm nicht übel, Nachbar; er redet immer frisch von der Leber weg, und wenn es auch etwas rauß klingt, gut gemeint ist's doch. Setzt Euch an den Tisch und trinkt ein Krüglein Bier mit meinem Mann, so wird sich Euer Geschäft besser verhandeln lassen.“

Peter war über den Empfang so verwirrt, daß er sich an den schweren Eichentisch dem Bauern gegenüber hinsetzte, fast ohne zu wissen, was er tat. Erst als auf der Mutter Ruf Verena eintrat und die umfangreichen Steingutkrüge mit den blank geschuerten Zinndeckeln vor den Bauern und seinen Gast hinsetzte, wagte er einen flüchtigen Blick auf das Mädchen. Doch das suchte mit keiner Wimper, legte Brot und Käse zurecht und huschte pfeilschnell aus der Stube fort.

Der Bauer hatte das alles gesehen und verstand den Wink vollkommen, den ihm seine Frau zuwarf, nahm sich aber im selben Moment vor, dem Freier keinen Schritt entgegenzukommen. Nicht daß er dem Burschen besonders abgeneigt gewesen wäre, aber er kannte dessen Charakter noch viel zu wenig und war fest entschlossen, seine Tochter nur einem Burschen zur Frau zu geben, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck habe. Von Peter wußte er nicht viel mehr, als daß er drüben auf dem Weidenhofe bei seinem Vetter rüstig arbeite; er beschloß also, ihn erst zu prüfen. Vorläufig wollte er ihm demnach keine Silbe der sauern Anfrage schenken, und dann erst sollte er die Antwort vernehmen, welche jetzt schon unabänderlich in seinem Kopfe fix und fertig war.

So fing er ganz kühl über die Ernte zu reden an, und wie sie im Unterlande und im Bayrischen doch nicht so gut ausgefallen sei als bei ihnen. Dann fragte er nach den neuesten Kornpreisen von Aberlingen und Lindau und Schaffhausen, obschon er sie alle recht wohl wußte, und meinte endlich, be-

dächtigt in der Pfeife stochern und den verlegenen Burschen, der nur sehr einsilbig auf all das Red' und Antwort gab, mit einem halb spöttischen Blicke messend, er wolle mit dem Kornverkaufe noch zuwarten und nach Neujahr, wenn die Preise stiegen, einmal auf die Schranne nach Zürich fahren.

Dann trat eine Pause ein, und die Bäuerin, welche etwas ungeduldig wurde, sagte: „Peter wird wohl kaum des Kornhandels wegen gekommen sein.“

„Nein“, sagte dieser und räusperte sich. „Es war etwas anderes; aber es will mir schier scheinen, ich käme besser ein anderes Mal. Es liegt mir sehr am Herzen, und ich weiß nicht, ob ich heute —“

„Nun, da Ihr einmal da seid, so sagt nur frisch, was es ist; ich hab' Euch schon gesagt, mein Mann ist nicht halb so schlimm, als er auf den ersten Blick scheint. Was ist es? Betrifft es Euch oder Euren Vetter?“

„Es betråfe mich und Eure Tochter.“ Der Stein war im Rollen.

„Aha“, sagte der Bauer, „es ist in vierzehn Tagen Kirmeß in Winterstüren, und da wollt ihr wohl Breneli zum Tanze bitten? Offen gestanden, ich habe mir ein für allemal vorgenommen, meine Tochter nur mit einem solchen Burschen zum Tanze gehen zu lassen, der allenfalls auch mein Schwiegersohn werden könnte.“

„Und weshalb könnte ich denn nicht Euer Schwiegersohn werden?“

„Ihr, Peter?“ rief der Bauer und klopfte lachend seine Pfeife aus.

„Ja, ich — nicht um Verena zum Tanze zu bitten, sondern geradezu um anzufragen, ob Ihr mir Eure Tochter nicht zum ehelichen Weibe geben wollt, bin ich herübergekommen. Ich bin ehrlicher Leute Kind, nicht ohne Vermögen, gesunden und geraden Leibes, ein arbeitames und ehrliches Blut. Zudem stoßen die Höfe meines Veters und Euer Hof zusammen und würden vereinigt das stattlichste Gut auf drei Meilen im Umkreise ausmachen, und so glaube ich, daß Verena und ich ganz gut zusammenpassen und wir mit Gottes Gnade wohl das Zeug hätten, einen christlichen Ehestand zu gründen, so daß Ihr in Euern alten Tagen Freud' und Trost an uns erleben könntet.“

„Ei, ei, den Spruch habt Ihr gar so übel nicht hergesagt; das habt Ihr Euch alles wohl zusammengereimt“, sagte der Bauer, stopfte die neue Pfeife fertig, schlug bedächtigt Feuer, und paffte die

ersten blauen Wolken vor sich hin. Dann hub er ruhig an: „Ihr seid ehrlicher Leute Kind — nicht wahr, damit hat's angefangen? Nun, da kann man nichts dagegen sagen; etwas närrisch freilich ist Eure Sippe: das habt Ihr von Eurem Ahnherrn, dem Schalksnarren! Auch seid Ihr ein geborener Städter — ein eigentlicher Bauernsohn wäre mir schon lieber. Doch das ist keine eigentliche Schwierigkeit. Ihr versteht zu pflügen trotz den geborenen Bauern; was wahr ist, will ich Euch nicht abstreiten. Jetzt kommen wir aber

gott gibt, zum Argerniß der ganzen Gemeinde durch Schaffen und Werken entheiligen läßt? Da sei Gott vor!“

„Es ist gut“, rief Peter, der alles verloren glaubte, sprang vom Stuhle auf und griff hastig nach seinem Hute. „Es ist gut, Rainbauer; ich sehe, solange mein Vetter lebt, habe ich keine Hoffnung auf die Hand Verenas!“

„Wenigstens solange er den Sonntag schändet, möchte ich ihn nicht in der Sippe haben. Wißt Ihr was? Befehret ihn von diesem Laster, Peter, und dann wollen wir weiter von der



Heidnisches Familienleben (Südafrika)

auf ein anderes Kapitel; mein Hof Sache reden“, lachte der Bauer. und der Hof Eures Veters stoßen zusammen, ganz richtig! Aber gehört Euch denn der Hof Eures Veters schon?“

„Noch nicht, aber er wird mir doch wohl dereinst gehören“, sagte Peter etwas kleinlaut.

„Das ist möglich — der alte Weidenbauer kann aber noch lange leben, wenigstens zehn Jahre, die morschen Bäume stehen gewöhnlich am längsten. Und meint Ihr, wenn Ihr ihm heute kommt und sagt: „Vetter, ich will nächstens des Rainbauers Verena heiraten“, er würde euch jungen Leuten so willig Platz machen?“

Peter rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Das glaubt Ihr selber nicht“, fuhr der Rainbauer fort, „und wenn er es täte, meint Ihr, ich ließe es zu, daß mein leiblich Kind in das Haus des alten Filz hinübergöge, welcher alle Sonn- und Festtage, die uns der Herr-

„Ich den alten Vetter in dem Punkte befehren? Ihr stellt unmögliche Bedingungen!“

„Versucht es zum mindesten ehrlich, und zum allermindesten werdet dem Vetter gegenüber etwas selbständiger. Es ist ja nicht mitanzusehen, wie Ihr in allen Stücken nach des Alten Pfeife tanzt! Nun, Peter, gebt mir Eure Hand; wenn ich es schlimm mit Euch meinte, so hätte ich nicht halb so viele Worte an Euch hingeredet. Was Euer Anliegen angeht, so hat es damit keine Eile; Breneli wird auf Konraditag erst zwanzig, und übers Jahr könnt Ihr Euch ja wieder einmal erkundigen. Hiermit Gott befohlen für diesmal!“

Peter wußte nachher nicht, wie er aus der Stube und aus dem Hause gekommen war; er erinnerte sich nur noch, daß ihm die Bäuerin unter der Türe etwas Ermutigendes gesagt hatte;

aber was es gewesen, dessen konnte er sich nicht entsinnen.

Als Peter fort war, hatte der Rainbauer eine Standrede seiner Chewirtin anzuhören. „Das tat er mit aller Ruhe; dann sagte er: „Soll ich denn dem Burschen meine Tochter und meinen Hof an den Kopf werfen seines glatten Gesichtes und seines manierlichen Außern willen? Ich muß doch erst wissen, aus was für einem Stoffe er gemacht ist, und das wird sich, wie ich denke, bald herausstellen. Meinst du denn, es sei mir wirklich Ernst damit, daß der Bursche den alten Weidenbauer befehlen soll? Gewiß nicht! Aber versuchen soll er's, und gerade in dem Punkte soll er Front gegen ihn machen; hierbei wird sich zeigen, was wir an ihm haben. Laß mich nur machen, Frau. Wenn er meiner Tochter wert ist, soll er sie haben; wenn er aber nur augendienerisch auf die Erbschaft des alten Krausers lauert und nebenbei auch noch auf meinen Hof spekuliert, so soll es ihm nicht gelingen, den Rainbauer zu fangen.“

## II.

### Ein toller Streich

Man kann nicht gerade sagen, daß Peter in der besten Laune nach dem Weidenhose zurückkam, und was er da zuerst erblickte, war keineswegs danach angetan, ihn in eine bessere Stimmung zu versetzen. Ein Leiterwagen stand vor dem Scheunentore, und der Meisterknecht spannte soeben die Rösse vor.

„Was soll's, Jerg, was spannst du ein?“ rief der Bursche.

„Das könnt Ihr Euch doch denken! Das anderthalb Fuder Hafer, das wir gestern abend nicht mehr zwingen konnten, muß eingefahren werden.“

„Bei dem herrlichen Wetter! Da soll doch —“

„Ei ja, und wenn es noch zehntausendmal schöner wäre und der Erzengel Gabriel stiege vom Himmel herab und verkündete dem Bauer, daß in sechs Jahren kein Tropfen Regen mehr fallen werde: er jagte uns doch hinaus, just weil's heiliger Sonntag ist. — Herum, du alter Sattelgaul, oder ich schlage dir deine steifen Knochen windelweich! Gelt, du stündest auch lieber im Stalle? Aber stell' dich nur nicht so eigensinnig; ich muß auch, was ich nicht will!“ und damit knallte er den Pferden über die Köpfe weg, und hinaus polterte der Wagen in den Hofraum.

„Das Knallen kannst du bleiben laß-

jen, Jerg!“ tönte es jetzt von der Türe des Wohnhauses her, in welcher der alte Weidenbauer in Hemdärmeln und eine Gabel in der Hand erschien. „Es ist doch Sonntag, und wir wollen das bißchen nötige Arbeit so still als möglich abtun.“

„So, Sonntag ist's?“ kam es zurück. „Es ist nur gut, daß man's weiß; ich habe gemeint, es sei Mittwoch oder Donnerstag, man vergißt das hier auf dem Hofe manchmal.“

„Jerg“, rief der alte Bauer, „wenn du mir noch einmal drein redest, so kannst du dein Bündel schnüren — verstanden?“

Der Knecht biß die Zähne aufeinander, hieb den Rossen eines darüber und fuhr dann durch das Hoftor, sagte aber nichts; denn es fiel ihm ein, daß die Erntezeit vorbei und somit der Bauer wohl im Stande wäre, sein Wort zu halten. Statt seiner wandte sich Peter an den alten Vetter.

„Es ist und bleibt doch eine Schande vor Gott und den Menschen, wie man es hier treibt auf dem Weidenhose“, brach er in seinem Ärger los. „Das ganze Kirch'piel zeigt mit Fingern auf uns; eben noch mußte ich's vom Rainbauern hören!“

„Was geht mich der Rainbauer an! Was zahlt mir der Rainbauer, wenn es über Nacht meinen Hafer verregnet! Und was hast du, Grünschnabel, deinem alten Vetter vor Knecht und Magd den Text zu lesen? Wenn es dir auf dem Weidenhose nicht gefällt, so geh nach Stockach hinein zu deiner Narrenstippe!“

„Bei einem Wetter wie heute, wo ein Rind sehen kann, daß in den nächsten Tagen kein Regentropfen fallen wird, die paar Halme Hafer heimholen — es ist ja haarsträubend! Tut, was Ihr wollt, ich werde keinen Finger rühren!“

„Was verstehst du vom Wetter! Und wenn ich den Knechten Feierabend gebe, was tun sie dann als sich ins Bierhaus setzen? Ist das etwa eine christliche Sonntagsheiligung? Endlich verständeln sie mir morgen mit dem elenden Hafer den ganzen Vormittag, anstatt gleich entschieden sich daran zu machen, das Feld umzubrechen. Also zieh nur rasch dein feines Sonntagswams aus und hilf uns ein Stündchen.“

„Ich nicht, Vetter, und daß Ihr es nur wißt, ich werde nie mehr am Sonntag für Euch auch nur so viel schaffen.“

„Wer hat dir denn diese Müde hinter das Ohr gesetzt — der Rainbauer oder sein Mädchen? Ja, schau nur so blitz-

wild drein — meinst du, ich hätte meine Augen nicht im Kopfe? Aber das sage ich dir: an dem Tage, wo du um das Ding freist, sind wir geschiedene Leute, und wenn du nach meinem Tode auch nur eine Hufe Land von mir erbst, so will ich Hans heißen. Jetzt geh deiner Wege und überleg es dir, ob du bei mir aushalten und meinen Hof erben willst, oder ob du vorziehst, bei dem Rainbauer, den ich in der Seele nicht austreten kann, ums Gnadenbrot zu betteln!“

Hiermit nahm der Alte die Gabel auf seine Schulter und schritt durchs Hofstor hinaus dem Wagen nach. Peter schaute ihm einen Augenblick nach; dann drehte er sich auf dem Absatze um und sagte: „So — entweder soll ich dich lassen oder Verena — da wird mir die Wahl wahrhaftig nicht schwer! Du bist doch allein schuld, daß mich der Rainbauer so leicht hin abfertigte. Und, beim Himmel, er hat recht! Was bin ich auch für ein Narr, daß ich dem alten Sonderling diene wie der letzte Knecht, ohne einen Pfennig, ja ohne ein freundliches Wort von ihm zu bekommen! Aber es soll anders werden, so wahr ich Peter Kühne heiße!“

Dieses Selbstgespräch hielt Peter, während er den Weg zum Dorfe einschlug. Als er über den kleinen Hügel stieg, welcher den Rainhof und den Weidenhof von dem unbedeutenden Weiler trennt, und von der Höhe aus drüben im Felde den Bauern mit Knecht und Magd das Fuder Garben laden sah, brummte er unwillkürlich vor sich hin: „Ich wollte, alle Herren des Schwarzwaldes ritten den Wagen durch die Lüfte davon, daß der alte Sonntagschänder einmal einen Denzettel hätte!“

So brummte der Bursche in seinem Arger und schritt rasch den Hang hinab zum Dorfe. Da auf einmal fuhr ihm ein Blitzgedanke durch den Kopf. Er blieb stehen und sagte: „Und wenn es die Herren nicht tun, so könnte ich es ja probieren — so — nein, das geht nicht, aber so vielleicht! Etwas gewagt ist es; ein Kapital Spaß wäre es doch, wenn es ginge! Und warum sollte es nicht gehen, wenn mir ein paar Burschen helfen? Probiert muß es werden, und wenn es glückt, so will ich zehn gegen eins wetten, der Herr Vetter meint, der Leibhaftige habe ihm zur Strafe für seine Sonntagschändereien den Streich gespielt!“ Der Narrenpeter lachte hell auf und schritt, ganz mit seinem Plane beschäftigt, dem Wirtshause zur „Goldenen Gans“ zu, wo er einige seiner Kameraden zu finden hoffte.

Peter täuschte sich nicht. Man war eben daran, die letzte Regelpartie abzuschließen, als er in den Garten trat. Er stellte sich hin und sah, wie die Regel fielen; dabei winkte er dem einen oder andern, er habe noch etwas mit ihnen zu verhandeln, und nach einer halben Stunde sah er mit einem Duzend Altersgenossen in der hinteren Wirtsstube bei einem Krüge Bier. Der muntere Peter war allgemein beliebt. Keiner wußte so viele Scherzen und Streiche zu erzählen wie er, und diesen Abend schien es, als wolle er sich selber überbieten. Die Burschen lachten laut und schlugen ein übers andere Mal auf den Tisch, betuernd, man merke wohl, daß der Narrenpeter von dem Erznarren her Stamme und der Apfel nicht weit vom Baume gefallen sei. Als er sie in der rechten Laune hatte, lenkte er das Gespräch auf die Sonntagsarbeiten seines Veters. Alle stimmten ihm bei, das sei in der Tat ein öffentliches Argernis.

„Das wohl verdiente, daß man dem alten Knauser einen Kapitalstreich dafür spielte“, fügte Peter rasch bei. „Es ist mir so ein Plan gekommen, und wenn ihr mir helfen wollt, so werdet ihr einen Spaß erleben, daß eure Kinder und Kindeskinde noch davon reden sollen.“

„Laß hören, Peter! Wenn das Ding nur halbwegs geht, so bin ich dabei!“ tönte es von allen Seiten.

„Natürlich geht es“, rief dieser und hub an, seinen Plan mit gedämpfter Stimme darzulegen. Anfangs gab es bedenkliche Gesichter und gewaltiges Kopfschütteln; aber Peter wußte allen Einwürfen zu begegnen, und nach einer Viertelstunde reichten sich die Burschen lachend die Hand, tranken noch auf „Gut Gelingen“ ein Glas Schaffhausener und gingen einstuweilen ihre Wege.

„Nach Mitternacht also, sobald der Mond aufgeht!“ sagte Peter, und: „Verlaß dich drauf, es wird keiner fehlen“, antworteten die anderen.

Im Weidenhose war alles ruhig. Peter hatte sich, wie gewöhnlich, mit den andern zum Nachtessen eingefunden, das diesen Abend in Folge des Streites, den der Bursche mit seinem Vetter gehabt, einsilbig genug verlief. Dann gingen die Knechte noch einmal in die Ställe, um nach dem Vieh zu sehen, und auch der alte Bauer machte die gewohnte Runde. Müde eilten die Knechte bald nach ihrer Schlafkammer. Dann verschloß der Bauer sorgfältig die Haustüre und zog sich in seine Schlafkammer zurück, bei sich überlegend, daß er morgen doch lieber mit dem Stodacher Vetter Frieden schließen wollte; denn dem alten, ein-

samen Mann war der flinke und willige Bursche nicht halb so gleichgültig, als es den Anschein hatte. Endlich legte er sich nieder und schlief bald ein, und alles war ruhig auf dem Weidenhofe.

Nur Peter und der Meisterknecht wachten noch. Kurz bevor der Bauer die Haustüre abgeschlossen hatte, war Peter, den großen Hofhund am Halsbande führend, hineingeschlüpft und hatte das kluge Tier dem Meisterknechte auf die Kammer gebracht. Wenige Worte wurden gewispert, aus denen dem letzteren klar wurde, es handle sich um einen Kapitalstreich gegen den Bauern, und er habe dafür zu sorgen, daß der Hofhund die Sache nicht durch sein wütendes Gebell verrate.

Der Meisterknecht zerbrach sich den Kopf, worin dieser Kapitalstreich bestehen könnte und setzte sich erwartungsvoll an das Kammerfenster, das den Ausblick auf den Hofraum und die Scheune bot. Es war 11 Uhr vorbei und ging schon auf Mitternacht, und noch immer harrte Berg, von Zeit zu Zeit sich gewaltsam aus dem Schlummer aufrassend der ihn allmählich beschlich. Zu seinen Füßen lag Bäri, den großen Kopf auf den Vorderpfoten, und schlief. Schon dachte der Schlafrunkene, der Peter halte ihn einfach zum Narren, und wollte sich ärgerlich zu Bette legen. Da — waren das nicht Schritte unten im Hofe? Ja, Bäri hatte es auch gehört; knurrend hob er seinen Kopf, aber der Knecht legte rasch seine Hand auf ihn und beruhigte das Tier mit einem leisen: „Still, Bäri!“ Der Hund gehorchte und blinzelte mit halbem Auge nach dem Manne, der seine Stirne fest an die runden, halb erblindeten Fensterscheiben preßte und mit seinem Blicke die Dunkelheit zu durchbohren suchte. Allein er sah nichts und hörte auch weiter nichts: schon glaubte er, sich getäuscht zu haben.

Doch nein! jetzt vernahm er es ganz deutlich. Das waren Schritte drunten im Hofe! Man schleifte irgend etwas über den Boden. Nun wurde es auch heller; der Mond mußte eben aufgehen, denn die Scheune und fast der ganze Hofraum traten klar hervor, während diese Seite des Hauses und auch die Stelle, von welcher das Geräusch heraufdrang, im tiefen Schatten lag. Doch konnte Berg bald einige Gestalten unterscheiden; sie waren beschäftigt, eine Leiter aufzurichten und wider Peters Kammerfenster zu lehnen. Der Meisterknecht hörte, wie sich dieses öffnete, und sah den jungen Bau-

ern flink die Sprossen hinabsteigen. Unten angekommen, redete er eine Weile mit den Gefellen, deutete rechts und links und trug dann die schwere Leiter in freier Hand quer über den mondbeschienen Hof zur Scheune hin. Die Burschen folgten ihm; Berg konnte sie nun zählen und erkennen. „Das sind die Rechten“, murmelte er, „was sie nur wollen mögen?“

Peter lehnte inzwischen die Leiter an die vordere Siebelwand der Scheune; allein sie reichte bei Klastertlänge nicht bis zur Höhe. Das schien den Leuten nicht nach der Mühe; sie hielten Rat, und bald entfernten sich vier in der Richtung nach dem Dorfe. Die übrigen traten mit Peter in die Senne, wo der unselige Wagen stand, der gestern abends das letzte Fuder Hafer hereingebracht hatte. Was sie da taten, konnte Berg nicht sehen, sie arbeiteten offenbar still und hurtig beim Scheine einer Laterne; denn diese zeichnete den sonderbarsten Schattenbilder an das halboffene Sennentor. Nach etwa einer Viertelstunde trat Peter wieder auf den Hof hinaus, jedoch, was trug er nur in seinen Händen? War das nicht ein Wagenrad? Und hinter ihm erschien alsbald ein anderer mit dem zweiten Rade; das dritte und vierte folgte; dann kamen die Achsen, die Deichsel, die Leitern, die Stangen, Stück für Stück der ganze Wagen, und das legten sie alles in guter Ordnung auf den Boden hin. Endlich trugen sie Stricke herbei, knoteten dieselben zusammen und setzten sich dann ruhig plaudernd der Scheune gegenüber auf eine Bank.

Die Neugierde des Meisterknechtes war aufs höchste gestiegen; denn er konnte sich auch gar nicht denken, wo hinaus diese sonderbaren Maßnahmen zielten. Zuerst war ihm der Gedanke gekommen, Peter wolle die eingefahrenen Garben wieder auf den Acker hinausbringen und er habe den Wagen nur auseinandergenommen, um ihn jenseits des Hoftores wieder zusammenzusetzen, damit so das Gerassel auf dem gepflasterten Hofe vermieden werde, und dabei hatte er gedacht: „Wie ungeschickt die Burschen sind! Warum unwickeln sie nicht einfach die Radfelgen mit Strohh?“ Allein, jetzt sah er, daß sie etwas anderes vorhatten, nur konnte er sich gar nicht denken, was.

Wohl eine Viertelstunde lag seine Neugierde noch auf die Folter gespannt; dann wurde sie befriedigt.

(Schluß folgt).

Msr. Meylen, Bischof von Namur, am 18. November versammelte permanente Komitee der internationalen eucharistischen Kongresse hörte einen Bericht des Sekretäradjunkten P. Voubè über die Vorbereitung des nächsten internationalen eucharistischen Kongresses in Buenos Aires an. Der Kongreß ist auf den 10. bis 14. Oktober 1934 an der geeignetsten Jahreszeit angelegt. Vorgesehen sind u. a.: ein Kindertag, an dem über 50 000 Kinder die hl. Kommunion empfangen werden; ein Sobalentschritt mit einer Pilgerfahrt zum Nationalheiligtum U. L. Frau von Lujan; die Schlußprozession vier Kilometer lang durch die großen Verkehrsadern der argentinischen Hauptstadt. Die bürgerlichen Behörden haben jede Unterstützung zugesagt. — Der Kapitelsvikar der Erzdiözese Buenos Aires, Mgr. Santiago Luis Copello, hat in einem Hirtenschreiben offiziell angekündigt, daß „mit Gottes Willen der 32. internationale eucharistische Kongreß im Oktober 1934 in Buenos Aires stattfinden wird.“ Mgr. Copello weist darauf hin, daß Argentinien den ersten internationalen eucharistischen Kongreß in Südamerika beherrbergen wird; zugleich erinnert er die vorläufigen Komitees zur Vorbereitung des Kongresses.

**Journalisten-Exerzitien 1933.** Nachdem die Journalistenexerzitien im Herbst 1932 im St. Josefshaus zu Hofheim im Taunus unter der Leitung von P. Max Pribilla S. J. so großen Anklang gefunden haben, werden im kommenden Jahre vom 5. bis 10. März ebenfalls in Hofheim diese Exerzitien wieder stattfinden. Der unermüdete Exerzitienmeister der Franziskaner, P. Remigius Schulte O. F. M. fordert die Journalisten in einem Rundschreiben auf, recht zahlreich zu diesen Einkehrtagen zu kommen.

**Die Jahreszeiten im Jahre 1933.** Der Winter 1932/33 begann am 22. Dezember 2.28 Uhr, der Frühling 1933 beginnt am 21. März 2.43 Uhr, der Sommer 1933 beginnt am 21. Juni 22.17 Uhr, die Hundstage 1933 nehmen am 23. Juli 9.13 Uhr ihren Anfang, sie enden am 23. August 16.02 Uhr, der Herbst 1933 beginnt am 23. September 13.12 Uhr, der Winter beginnt 1933/34 am 22. Dezember 8.13 Uhr.

Die Fliegerin Frau Mollison (Miss Amy Johnson), die in Rekordzeit die Entfernung London — Kap der Guten Hoffnung zurücklegte, trug unterwegs eine von einem irischen Geistlichen für ihren Gemahl, ebenfalls Flieger, geweihte Medaille des hl. Christophorus, Patrons der Reisenden.

**Das nennt man . . . Weltwirtschaft!**  
An der Getreidebörse in Kanada wurde letzthin eine Tonne Weizen mit 9 Dollar, eine Tonne Sägemehl mit . . . 10 Dollar gezahlt. Sägemehl ist also teurerer als Weizen. — Trotzdem aber hungern Millionen Menschen in der Welt!

**Die Schützenschnur auf dem Purpur.**  
Der verstorbene Kardinal Luçon, der Erzbischof von Reims, war zu Lebzeiten bekannt als der „Bischof der Ruinen“. Um das Gedächtnis an diesen Kirchenfürsten wach zu halten, wird zurzeit in Frankreich aufgefördert, Beiträge zum Bau einer Gedächtniskapelle zu sammeln. Im Echo de Paris vom 30. November finden wir einen Aufsatz des Generals de Castelnau, in dem dieser bekannte französische Heerführer an die ausgezeichneten Eigenschaften des Reims' Erzbischofs erinnert und seine Beziehungen zur französischen Armee schildert. Reims wurde im wesentlichen während des Krieges von dem Regiment 152 verteidigt, und so sahen die Soldaten des Regiments den Bischof öfter durch die rauchenden Trümmer dieser Stadt eilen. Sie begegneten ihm in den Unterständen und in den Schützengräben, wo er den Verwundeten half und die Sterbenden tröstete und wo Gelegenheit war, seinen Gleichmut und seine Kaltblütigkeit in der Gefahr zu bewundern. Die 152er wollten diesen Bischof, der eine außerordentliche Güte und große Vaterlandsliebe auszeichneten, ehren. Lange überlegten sie, was sie ihm denn geben könnten. Endlich fanden sie den Ausweg, um ihre Liebe zu bekunden. Am Ende eines kleinen Essens, das sie dem Kirchenfürsten geboten hatten, erhob sich der Oberst und sprach: „Eminenz, Sie leben unter uns, Sie widmen sich ganz unseren Soldaten. Sie teilen ihre Gefahren, ihre Mühen, ihre Hoffnungen, Sie bekämpfen ihre Ängste, und Sie erhöhen ihre Widerstandskraft. Sie sind der große Feldprediger der 152er, Sie sind ein integrierender Bestandteil dieses Regiments. So haben Sie das Recht, eine Auszeichnung zu tragen, welche diesem Regiment besonders zugeteilt wurde, die gelbe Schnur. Gestatten Sie, daß wir sie ihnen überreichen als den Ausdruck der Achtung, der Bewunderung und der Dankbarkeit, welche ihnen die Verteidiger von Reims schuldig sind. Von allem, was die 152er besitzen, ist dies das Beste.“

**Exerzitienkurse 1933 im Diözesan-Exerzitienheim Birchnheiligen, Post Lichtenfels (Ofr.).** März: 1.—4. nachm. Jungmänner, 5.—9. Burschen, 18. bis 22. Männer. April: 7.—11. Schülerinnen zur Schulentlassung, 14.—17. nachm.

Kongreganistinnen, 18.—22. Priester (Religionslehrer und andere). Mai: 2. bis 6. Jungfrauen (Marienkinder), 9. bis 13. Herz Jesu-Verehrerinnen, 16. bis 20. Frauen, 29. Mai bis 2. Juni Pfarrhausangestellte. Juni: 2.—5. Männer, 6. bis 10. Witwen, 20.—24. Herz Jesu-Verehrerinnen. Juli: 4.—8. Gebildete Damen, 16.—20. Mittelschüler, 23.—27. Priester, 28.—31. nachm. Weibliche Jugendvereine u. Mittelschülerinnen. August: 1.—5. Herren aus gebild. Ständen. September: 11.—15. Priester, 18. bis 22. Priester. Oktober: 3.—7. Serziarinnen, 9.—13. Priester, 16.—20. Priester. November: 30. Oktober bis 3. November Männer, 7.—11. Jungfrauen, 14.—18. Frauen, 21.—25. Herz Jesu-Verehrerinnen. Dezember: 8.—12. Burſchen, 26.—30. Männer. Beginn der Kurse: Am Abend des erstgenannten Tages. Schluß der Kurse: Am Morgen des lehtgenannten Tages, bei verkürzten Kursen nachmittags.

**Missionsärzte.** Am 3. Dezember 1932 jährte sich zum zehntenmal der Gründungstag des Würzburger Missionsärztlichen Institutes, des ersten und bis heute einzigen katholischen Unternehmens dieser Art auf der ganzen Welt. Das Würzburger Institut schult Laienapostel für den Beruf des Missionsarztes; gegenwärtig studie-

ren 49 männliche und 16 weibliche Mitglieder des Institutes in Würzburg und vorübergehend auch an anderen Universitäten Medizin, 14 bereits approbierte Ärzte und Ärztinnen vollenden an verschiedenen Krankenhäusern Deutschlands ihre praktische Ausbildung oder ihre Schulung als Fachärzte.

**Die Leichenverbrennung in Deutschland.** Ein Hauptgebiet des Leichenverbrennungsunwesens in Deutschland ist Thüringen. Auf die 37 Millionen Einwohner Preußens kommen 41 Krematorien, auf die 1 500 000 Einwohner Thüringens aber 17! In der thüringischen Stadt Jena z. B. wurden von April bis Juni 1932 nur 24 Tote begraben, 168 hingegen verbrannt. Während in Deutschland durchschnittlich 8 Prozent der Verstorbenen feuerbestattet werden, sind es in Jena nahezu 90 Prozent.

### Was tut der verantwortungsbewußte Christ?

Er unterstützt diejenigen Zeitungen, die seine Interessen wahren!

Er vermeidet diejenigen Zeitungen, die ihn nicht beachten!

Er bekämpft diejenigen Zeitungen, die ihn selbst bekämpfen!

Er fördert den Missionsgedanken und liest Missionschriften!

## Gebetserhörungen

Es werden nur solche Gebetserhörungen angenommen, welche die volle Unterschrift und den Wohnort des Einsenders tragen. Für die Geheimhaltung der Namen bürgt das Redaktionsgeheimnis. Allen wunderbaren Ereignissen, von denen in dem Hefte die Rede ist, gebührt nur menschliche Glaubwürdigkeit und soll damit dem Urteil der Kirche nicht vorgegriffen werden.

Th. K., Canton, Ohio: Dank dem hl. Antonius von Padua und den armen Seelen für erlangte Hilfe in der Not. Veröffentlichung war versprochen.

Ungenannt: Anbei M. . . für ein Heidenkind für erlangte Gesundheit meines Kindes.

Nestelbach: Herzlichen Dank dem hl. Joseph für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit. Bitte um weitere Hilfe. Anbei M. . . Almosen.

Eibelsstadt: Dank dem sel. Br. Konrad, auf dessen Fürbitte ich erhört wurde. Beitrag für ein Heidenkind „Konrad“.

Abdtingen: Innigen Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Ib. Gottesmutter u. dem sel. Bruder Konrad für erlangte Hilfe.

Hornbruch: Anbei M. . . für ein Heidenkind, als Dank für Erhörung in bedrängter Lage.

Styrum: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, der kl. hl. Theresia, sowie dem sel. Br. Jordan, für Hilfe in mehreren Anliegen.

Styrum: Anbei M. . . als Dank für Erhörung in schwerem Anliegen.

G. M.: Der liebe u. gute hl. Joseph hat geholfen bei Gründung eines nun gut gehenden Geschäftes. Tausendfachen Dank. Ich bitte um weitere Hilfe und sende mit gleicher Post den versprochenen Betrag für ein Heidenkind.

U. U.: Herzlichen Dank dem hl. Joseph, auf

dessen Fürsprache wir nach 13 Jahren eine Entschädigungssumme für 2 gestohlene Ochsen zurück erhielten.

Langenberg: Dank dem göttl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius für Erhörung meines Gebetes.

Krefeld: Anbei M. . . zur Taufe eines Heidenkinds, als Dank für Gebetserhörung.

H.: Innigen Dank d. ehrw. Papsst Pius X. für Hilfe in Augen- und Hautleiden.

Gladbeck: Dank der Ib. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Jud. Thadd., hl. Antonius, hl. Aloysius u. der hl. Theresia für Erhörung in mehreren Anliegen.

Brebach: Dank der Ib. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Antonius u. den armen Seelen für Hilfe in verschiedenen Anliegen.

G. B. i. H. Almosen zum Dank der Ib. Mutter Gottes für gewonnene Gerichtsfache.

M. B. i. K.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Theresia u. dem sel. Br. Konrad für Hilfe in einem großen Anliegen.

W. U. i. P.: Almosen zum Dank für Verhütung einer Operation und für erhaltene Gesundheit.

J. W. i. P.: Für Erhörung in einer wichtigen Angelegenheit zum Dank ein Heidenkind, mit der Bitte um weitere Hilfe.

G. i. St.: Dem hl. Antonius herzl. Dank für sofortige Hilfe.

## Gebetsempfehlungen

Für die an dieser Stelle empfohlenen Anliegen wird in allen Häusern der Mariannahiller Missionare eine neuntägige Andacht vom 1.—9. jeden Monats gehalten. Die Leser mögen ihre Gebete mit denen, die die Andacht halten, vereinigen.

Ungeannt: Bitte um eine Novene zur Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe in Geldnot.

Dammratsch-Hammer: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, hl. Antonius, hl. Franziskus, hl. Joseph, hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia v. K. I. u. zur hl. Barbara, um Hilfe in zwei wichtigen Anliegen.

Ungeannt: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia v. K. I., zum sel. Bruder Konrad u. den armen Seelen, um baldige Hilfe in schweren Leiden und großer Geldnot. Bei Erhöhung 5 Heidenkinder und Veröffentlichung versprochen.

G. I. M.: Ein kranker Familienvater bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes v. d. unbefl. Empfängnis u. zum hl. Joseph um Wiedererlangung der Gesundheit.

G. H. I. D.: Bitte ums Gebet in schwerem Anliegen und um Frieden in der Familie.

M. G. I. P.: Bitte ums Gebet in Seelen- und Nervenleiden.

R. N. I. M.: Eine Berg.-Leserin, schwergeprüfte, kinderreiche Mutter, bittet dringend um das Gebet in bedrängter Lage.

Toppenhäuser: Bitte ums Gebet, um Herstellung der Gesundheit.

Ungeannt: Eine Familie bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia v. K. I. u. den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in schwerer Krankheit. Bei Erhöhung folgt Almosen.

Graz: Bitte um eine Novene zu den armen Seelen um Hilfe in großer Not.

Vertrich: Bitte um eine Novene zum göttl. Kinde Jesu und zur Mutter v. d. immerw. Hilfe um baldige Hilfe in finanzieller Not.

Oshenhäuser: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Bernhard, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius u. zum sel. Bruder Konrad, um Hilfe in Erlangung einer Stellung meines Bräutigams, um glückliche Heirat und um Hilfe in Geldsorgen.

Hindenburg: Bitte ums Gebet zur Ib. Gottesmutter um Hilfe in Ohren- und inneren Leiden.

R. R. in B.: Bitte um eine Novene zur Ib. Gottesmutter u. zum hl. Jud. Thaddäus in schweren Anliegen. Bei Erhöhung Veröffentlichung und Heidenkind versprochen.

Rehlingen: Eine Familie bittet ums Gebet in eigenen Anliegen.

Koblentz: Eine bedrängte Mutter bittet um

eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Jud. Thadd., zum hl. Antonius u. zur hl. Theresia v. K. I. um Hilfe in verschiedenen Anliegen.

Schwartenpohl: Ein Berg.-Leser bittet um eine Novene zur Ib. Gottesmutter u. der hl. Theresia v. K. I. um glücklichen Ausgang einer Operation.

Echz: Bitte ums Gebet um Wiedererlangung der Gesundheit und anderer großer Anliegen.

Niederkrüchten: Eine Wohltäterin bittet um die Hilfe des Gebetes in ihren Anliegen.

M.-Glabbach: Ein Förderer bittet um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Hagen: Bitte um eine Novene zum hl. Antonius um Erlangung einer Stellung. Bei Erhöhung Heidenkind.

Sulz: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. I. u. den armen Seelen in einem besonderen Anliegen.

Siezen: Bitte innigst ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Familie u. zum hl. Antonius um Hilfe in großer Seelen- und Leibesnot.

Weiber: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zur Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum wunderkätigen Gnadenkind in Garmen, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd., zum sel. Bruder Konrad u. den armen Seelen um Hilfe in schwerer Krankheit. Bei Erhöhung Almosen u. Veröffentlichung versprochen.

Barmen: Bitte dringend um eine Novene zum göttl. Herzen Jesu, zur Mutter von der immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zur hl. Rita um Hilfe in großer Not, Armut und Geldsorgen.

Ungeannt: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. u. zur hl. Theresia v. K. I. für meinen Mann in besonderen Anliegen u. für mich um Geduld. Bei Erhöhung Heidenkind u. Veröffentlichung versprochen.

Hombuch: Bitte ums Gebet zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Antonius u. zum hl. Jud. Thadd. in verschiedenen Anliegen.

Dammer: Bitte um eine Novene zur Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zum hl. Jud. Thadd. und zur hl. Theresia v. K. I., um Hilfe in besonderen schweren Anliegen und um Frieden mit Nachbarn. Bei Erhöhung Heidenkind versprochen.

.: Bitte innigst ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes u. zur hl. Theresia v. K. I. um Hilfe in sehr schwerer Krankheit.

## Es starben im Herrn

Oberprausniz: Hochw. H. Pfarrer Dr. Franz Rubin, Wohltäter und Förderer unserer Mission.  
Kob: Josef Lummersammer, 23 Jahre Förderer unserer Mission.

Colwich, Kanj.: Angela Bejen. Freeport, Minn.: Heer u. Frau John Ritter. St. Vibory: John Dingwerth. Buffalo: Herr J. Pfang. Cincinnati, Ohio: Frau C. Benning. Cleveland, Ohio: Frau M. Marscher. St. Benedict, Oregon: Martin Kürzi. Cassville, Wis.: Joseph Mumm.

Kuhbach: Wilhelm Bohrer. Otterstweier: Maria Anna Hörth. Bruch: Alois Büchler. Neubäu: Anna Elsner. Elzach: Emil Algaier, Rosa Biegger. Effen: Frau Josef Wehe. Stublang: Wolfgang Fischer. Stiepanau: Leopold Schremer. Würzburg: Dittlie Kraft. Theilheim: M. Magdalena Ganz. Buer: Frau Overdung, Wilh. Linderoth. Düren: Kath. Ganzer. Würselen: Fr. Vouh. Brilon: Wilh. Kamroth. Küffel: H. Höltenkamp.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

# AUF! DEM KREUZE NACH!

---

Von D. W. Mut

**3. verbesserte Auflage. 208 Seiten; mit 16  
Scherenschnitten von Sr. M. Edelwida, O.S.Fr.  
Preis gebunden RM. 2.80, kartoniert RM. 1.80**

Gegen Ende des Weltkrieges erschien die erste Auflage dieses Buches und fand begeisterte Aufnahme, ein Beweis dafür, wie sehr man in allen Schichten der Bevölkerung nach Trost in den Drangsalen der Gegenwart suchte. In der Religion, in der opferwilligen Nachfolge des gekreuzigten Heilandes sucht und findet das gläubige Volk auch heute noch diesen Trost. Und dazu will das Buch mithelfen. Wie gut es für diesen Zweck geeignet ist, haben Bischöfe, Priester und Laien in großer Zahl bezeugt, und eine hochbegnadete Leidensseele unserer Tage sagt darüber: „Es vergeht kein Tag, wo ich nicht einiges daraus betrachte. Ich wünsche es allen Kreuztragenden. Ich glaube, niemand würde mehr über seine Leiden murren.“

**St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)**

---

## Heilige dein Tagewerk

*Kurze geistliche Lesungen für alle  
Tage des Jahres*

*in 12 Bändchen. 51.—40. Tausend.*

*Von D. W. Mut.*

*1. Januar: Kindheit Jesu-Verehrung*

*2. Februar: Unser Priestertum*

*3. März: St. Josephs-Büchlein*

*48 S., mit einer Bildbeilage. Preis brosch. 25 Pfg.*

---

---

---

**St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bay.**